

Bō Yin Rā

NACHLESE

Band II



Gesammelte Texte
aus Zeitungen und Zeitschriften

KOBERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG AG
BERN

BÔ YIN RÂ
ist der geistliche Name von
Joseph Anton Schneiderfranken

1. Auflage 1990

© by Kobersehe Verlagsbuchhandlung AG
Bern

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der Übersetzung
in fremde Sprachen und der Verbreitung in Rundfunk, Fernsehen
und auf Tonträgern jeder Art, auch auszugsweise

ISBN 3-85767-101-7

NACHLESE II

VORWORT.....	5
--------------	---

AUFSÄTZE UND GESCHRIEBENE ANSPRACHEN ÜBER KUNST (1913 — 1920)

DIE TECHNIK DER WANDGEMÄLDE VON TIRYNS.....	9
Athen, Februar 1913 (Sonderdruck aus Athen. Mitteilungen)	
WAS GIBT UNS DIE KUNST?.....	15
DAS OBERLAUSITZER HEIMATMUSEUM.....	21
ERÖFFNUNG DER KUNSTAUSSTELLUNG NEUMANN–HEGENBERG.....	31
ERÖFFNUNG DER KUNSTAUSSTELLUNG VON OTTO WILHELM MERSEBURG.....	37
HANS THOMA Zu seinem achtzigsten Geburtstag.....	41
DIE BÖSEN MODERNEN!.....	48
«KINO», KULTUR UND KUNST.....	53
MAX KLINGER.....	63

ABHANDLUNGEN

EDISON UND DER SPIRITISMUS (Magische Blätter, 1921).....	71
DIE «MEISTER» DER «WEISSEN LOGE» (Magische Blätter, 1921).....	80
DIE GRUNDLAGEN WAHRER THEOSOPHIE (Theosophie, 1921).....	94
DAS «WUNDER» DER TANZENDEN TISCHE (Magische Blätter, 1921).....	106
STIMMEN AUS DEM «GEISTERREICHE» (Der Türmer, 1922).....	115

BESPRECHUNGEN

DR. CARL VOGL UND SEIN BUCH «UNSTERBLICHKEIT»	131
(Magische Blätter, 1921)	
«MEISTER IN INDIEN» von F. R. Scatcherd.....	138
(Besprechung der deutschen Ausgabe, Mag.Blätter 1921)	
«NACHKLANG» von Erika von Watzdorf–Bachoff (Magische Blätter, 1922).....	142
REZENSION, VIELLEICHT AUCH SELBSTANZEIGE (Die Säule, 1927).....	146
DAS BÔ YIN RÂ–BREVIER von Rudolf Schott (Die Säule, 1935).....	149

ZUR MITARBEIT AN DEN «MAGISCHEN BLÄTTERN» UND AN DER «SÄULE»

ZUSCHRIFTEN AN BÔ YIN RÂ (Magische Blätter, 1921).....	157
AN UNSEREN LESERKREIS! (Die Säule, 1928).....	160
MEIN «GLÜCKWUNSCH» an den Herausgeber der «Säule» (Die Säule, 1929).....	165

DANKESADRESSEN ZUM 50. UND 60. GEBURTSTAG

DANK. Im Dezember 1926 (Die Säule, 1927).....	173
DANK. Im Januar 1927 (Magnum Opus, 1927).....	177
DEN GRATULANTEN ZU MEINEM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG.....	181
Im November 1936 (Die Säule, 1936)	

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

EIN LEBEN (Theosophie, 1915).....	187
ALPENLUFT (Der Türmer, 1922).....	196
HERBST IM TESSIN (Der Türmer, 1923).....	209
«WIE WÜNSCHT SICH DER SCHWEIZER SCHRIFTSTELLER SEINE LESER?»....	216
(Der Schweizer Bücherbote, Osterheft 1937)	



VORWORT

Bereits im Vorwort des ersten Bandes der neu aufgelegten «Nachlese» konnten wir der Freude Ausdruck geben, dass es möglich war, die Sammlung von Texten von Bô Yin Râ stark erweitert in zwei Bänden herauszugeben. Entspricht der erste Band mit Ausnahme von einigen Erweiterungen mehr oder weniger dem 1953 erschienenen Buch, so enthält dieser zweite Band bisher nicht oder kaum bekannte Artikel von Bô Yin Râ aus den 20er und 30er Jahren, darunter einige Betrachtungen über Kunst, die zwischen 1913 und 1920 in verschiedenen Tageszeitungen erschienen und von der Familie des Autors freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden.

Bô Yin Râ hat sich aber nicht nur über das ihm eigene Gebiet der Kunst geäußert; er hat — wie er in einem seiner Aufsätze selbst schreibt — auch Themen aufgegriffen, «die der Tag nahegelegt hatte», wenn er sich dadurch für den Leser in bestimmten Fragen mehr Klarheit versprach. Dazu gehören mehrere Abhandlungen sowie einige

Buchbesprechungen, die Bô Yin Râ für den ihm freundschaftlich verbundenen Inhaber des Richard Hummel Verlags, Leipzig, verfasst hat. Für den heutigen Leser, der sich die damalige Zeit vergegenwärtigt, kann es wertvoll sein, sich ein Bild davon zu machen, wie Bô Yin Râ stets lehrend und hilfreich bestrebt war, einerseits das Positive hervorzuheben, andererseits aber auch gelegentliche Fehlinterpretationen mit Nachdruck richtigzustellen.

Die Anordnung der Texte ergab sich von selbst; nach Möglichkeit wurde die chronologische Reihenfolge bevorzugt.

Leider sind die besprochenen Bücher im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Der Verlag ist somit nicht in der Lage, Bezugsquellen zu nennen.

Bern 1990 Der Verlag

**AUFSÄTZE
UND
GESCHRIEBENE ANSPRACHEN
ÜBER KUNST
(1913-1920)**

Außer «Die Technik der Wandgemälde von Tiryns» sind alle Artikel in den Jahren 1919 und 1920 in verschiedenen Görlitzer Zeitungen, besonders in den «Görlitzer Nachrichten», erschienen. (Anm.: GESCHRIEBENE Ansprachen, keine Vorträge!!!)



DIE TECHNIK DER WANDGEMÄLDE VON TIRYNS

DIE Malereien, deren Fragmente in Tiryns gefunden wurden, betrachtet man kurzweg als Fresken; aus maltechnischen Gründen dürfte aber eine Modifizierung dieser Ansicht geboten sein. Durch die Freundlichkeit Prof. Karos wurde mir eine Untersuchung der Maltechnik dieser Funde nahegelegt, und ich gebe nun hier die Resultate.

Man muß vor allem unterscheiden zwischen der Technik der Gemälde des älteren und jener des jüngeren Palastes.

Die Fragmente vom älteren Palast zeigen einen Farben-Auftrag, dessen Konsistenz unbedingt für ein Bindemittel spricht, das der Farbe selbst beige-mengt war, während bekanntlich beim Fresko der Kalk des Wandbewurfs die Farbe bindet, die, ohne mit einem Bindemittel versehen zu sein, auf die feuchte Wand aufgetragen wird.

Die Farbe liegt beim echten Fresko in der klaren Schicht kohlen-sauren Kalks, die sich an der Luft bildet, wie in einen spröden, glasigen, dünnen Firnis eingebettet und zeigt selbst nach starker Verwitterung noch etwas von der ursprünglichen Transparenz.

Die Farbe der Gemälde des älteren Palastes dagegen ist in pastoser Schichtung aufgetragen. Oft liegen mehrere Schichten übereinander, wie bei dem Fragment eines Mannes mit Speer (Tiryns II Taf.14) sehr schön zu sehen ist. Auf dem blauen Grund, der hier die ganze Kalkfläche bedeckt, sitzt das Rot der Hand und des Gesichtes, und auf letzterem sitzt, sehr pastos, das Gelb des Bartes.

Um solche dicke Schichten sicher zu binden, reicht die Bindekraft des an der Oberfläche erscheinenden wässrigen Kalks nicht aus. Die ganze Konsistenz der Farbe ist die einer dicken Leim- oder Temperafarbschicht, doch können diese organischen Bindemittel nach der chemischen Untersuchung Mr. Heatons keinesfalls vorliegen. Mir ist nur ein Bindemittel bekannt, das hier enthalten sein könnte, und dessen Konsistenz die Farbe zeigt. Es ist die sogenannte Kalkmilch, d.i. gelöschter Kalk, der in einer größeren Wassermenge verrührt wird.

Mit dieser Flüssigkeit wird die Malfarbe versetzt. Man kann dann auf feuchten oder trockenen Grund malen und die Farbe wird hart an der Luft. Mitunter wird sie heute noch im Handwerk verwendet, oft auch mit Zusätzen von Käse-Quark, als Kasein-Kalkfarbe. Ob sich ein solcher Zusatz hier annehmen läßt, weiß ich nicht. Ich möchte für reine Kalkfarbe eintreten. Eine Bestätigung sehe ich in Mr. Heatons mikroskopischer Untersuchung (Tiryns II 211 ff.). Mr. Heaton erkannte dabei kleine Kalkteile zwischen den Farbkörperchen, für die man, bei der bisherigen Voraussetzung reiner Fresko Technik, nur die immerhin unbefriedigende Erklärung finden konnte, sie seien durch den Pinsel zufällig vom feuchten Grunde gelöst.

Ganz anders liegt die Sache bei den Stücken des jüngeren Palastes. Hier wurde zuerst die ganze Fläche «al fresco» dünn bemalt, und auf dieser, die alle Charakteristiken der Freskomalerei aufweist, in der alten Kalkfarben Technik *pastos* weiter gearbeitet. Sehr schön sieht man an dem großen Fragment mit dem Kopf einer Frau (Tiryns II Taf. IX) den Gegensatz der dünnen, mit dem glasig spröden Kalkgrund sozusagen verwachsenen Unterlage, die zweifellos in Fresko gemalt ist, zu der nach dem Trocknen des Grundes aufgesetz-

ten, pastosen und stumpfen Kalkfarbe. Es scheint fast, als stünde man an der Wiege der Fresko-Malerei. Gefärbte Kalktünche war bekannt. Es lag dann nahe, mit verschieden gefärbten Tünchen (Kalkfarben) auf die Wände zu malen. Das Ergebnis hätten wir beim älteren Palast. Ein Zufall mochte den Malern gezeigt haben, daß die Farbe auch ohne Kalkmilchzusatz hält, wenn sie auf den noch feuchten Kalkputz aufgetragen wird. Bald mußten sie sehen, daß man auf diese Art flüssiger, flotter und leichter arbeiten kann, ja daß die Technik dies geradezu verlangt. So bemalten sie wohl die frisch beworfene ganze Wand ziemlich flüchtig und leicht, solange es die Feuchtigkeit des Kalkes zuließ, ohne vorerst daran zu denken, daß man den Kalkgrund stückweise aneinandersetzen könnte, um das Gemälde «al fresco» fertig zu malen, wie das in der Renaissance geschah. Dies würde auch das Fehlen der für Fresko charakteristischen Fugen erklären.

Al fresco malten sie wohl alles, was sich möglichst schnell auf der ganzen Malfläche machen ließ. Die großen Farbmassen füllten sie dann mit Kalkfarbe, mit der sie auch das Ganze vollendeten, ähnlich wie man heute noch ein trockenes Fresko mit Temperafarbe retouchiert. Die Maler von Tiryns dürften jedoch das Fertigstellen in

Kalkfarben keineswegs als Retouche betrachtet haben, denn beide Techniken haben an der fertigen Malerei gleichen Anteil.

Den Vertiefungen im Malgrund darf man, meiner Meinung nach, keine zu große Wichtigkeit beimessen. Ich halte die Vertiefungen der Gewandteile für Schabungen, die durch Korrekturen nötig wurden. Auf solchen ausgeschabten Stellen mochten die Farben nachher sehr roh wirken, weshalb man sie nach dem Trocknen zu glätten versuchte. Die Schnüre, bei den Netzen der Jagd, werden wohl in den noch weichen Grund eingedrückt sein, und zwar bei der summarischen Aufzeichnung des Ganzen. Die geraden Linien des Architektur-Fragments scheinen mir dagegen in den trockenen Grund geritzt. Ich schließe das aus der Beschaffenheit der Ränder. In beiden Fällen liegt die Farbe flüssig eingelaufen in den kleinen Kanälen. Wäre sie mit eingedrückt worden, nachdem die Malerei beendet war, so müßte dies unbedingt an der Oberfläche des Farbflusses zu erkennen sein.

Sowohl beim älteren wie beim jüngeren Palast ging die Arbeit sichtlich schnell von statten, und wenn die Maler des alten Palastes den frischen Kalkgrund auch noch nicht zur Bindung der Farbe auszunützen verstanden, so mußten sie doch keineswegs warten, bis er trocken war.

Ob die Verschiedenheit der Stücke des älteren und jüngeren Palastes, infolge der durch die Fundumstände sicheren Datierung, ein geeignetes Datierungsmerkmal auch für andere Funde abgeben kann, entzieht sich meiner Beurteilung.

Athen, Februar 1913



WAS GIBT UNS DIE KUNST?

ES ist eine höchst erfreuliche Tatsache, und mir persönlich in Wien zum ersten Male aufgefallen, daß immer weitere Kreise der Arbeiterschaft für die bildenden Künste, also Malerei und Plastik, ein immer regeres Interesse zeigen.

Der Ruf: «Die Kunst dem Volke!» ist zwar schon längst gehört worden, aber man packte die Sache am verkehrten Ende an. Man verlangte von den Künstlern, sie sollten Werke schaffen, denen ähnlich, die das Volk bereits gewohnt sei, weil man es für selbstverständlich hielt, daß «das Volk» — womit man zumeist nur einen Teil des Volkes, nämlich die Arbeiterkreise meinte, — gar kein Interesse für jene Werke der Kunst haben könne, die geistige Mitarbeit voraussetzen, will man ihre höchsten Werte erfassen und sie als eine Lebensbereicherung genießen. Man hat sich, wie ich kaum einem intelligenten Arbeiter zu sagen brauche, mächtig getäuscht, denn wo man auch bis jetzt den Versuch machte, der Arbeiterschaft einen Ein-

blick in die Probleme der bildenden Kunst zu vermitteln, fand sich regstes Interesse, verstehendes Mitgehen auf den Pfaden, die zur sogenannten «Hohen Kunst» führen, die nichts anderes ist, als ein Gestalten aus Werten, die tief in jedem menschlichen Geiste verborgen ruhen, und die zu heben und sichtbar zu machen eben des wahren Künstlers Beruf ist. — Es gibt daneben allerdings auch eine Art Darstellerei, die wohl «gekonnt» sein will, aber trotzdem nichts mit wahrer Kunst zu tun hat. Sie serviert der Menschheit immer wieder die schon tausend- und abertausendmal abgewandelten Motive, bald ist es ein «schöner» Frauenkopf, bald irgend eine Anekdotenmalerei, bald eine süßliche Landschaft, und erfordert vom Beschauer rein gar nichts an geistiger Mitarbeit. Es ist begreiflich, daß der Mann der Arbeit an solchen Werken, wie an besseren Spielereien, achtlos und achtungslos vorübergeht, aber sein Interesse wird sofort geweckt, wenn er sieht, daß auch das Schaffen des Künstlers sehr ernste Lebenswerte fördert, die ihm Freude und Beglückung geben können, auf die er verzichten müßte, wollte er am Kunstschaffen seiner Zeit teilnahmslos vorübergehen.

Warum sollte es auch verwunderlich sein, daß der Arbeiter, und nicht etwa nur der selbst mit Pinsel und Farbe Bescheid Wissende, sondern

auch der Mann am Schraubstock, an der Drehbank und an der Maschine, sich für die Probleme wahrer Kunst lebhaft interessieren kann? Sein Geistesleben braucht Nahrung und Arbeitsmaterial für die verschiedensten Gehirnzentren. Zumeist wird es ausgefüllt mit den Gedanken, die seine Alltagsarbeit begleiten, mit Politik im Interesse seiner Lebensbedingungen, und vielleicht noch mit populärwissenschaftlicher Lektüre. Das reiche Gebiet der bildenden Kunst wurde nur selten betreten und jene Gehirnpartien, die es sich erobern könnten, lagen still, sind fast unbenutzt und warten darauf, daß ihr Eigner sie in Gebrauch nehme und sie ebenso entwickle, wie er andere Gehirnzentren entwickelt hat. Der allererste Anfang mag eine gewisse Anstrengung kosten, aber bald treten bestimmte Beobachtungen auf, die dem erstaunten Auge zeigen, daß die Werke bildender Kunst keineswegs nur dem Schmuckbedürfnis dienen, keineswegs überflüssige Dinge für reiche Liebhaber sind, sondern: Spiegel des menschlichen Empfindens einer Zeit, Bekenntnisse der Seele einer Zeit, Dokumente des Fortschritts, Predigten einer Religion, die zutiefst in einem jeden Menschenherzen lebt, und nicht zum wenigsten in der Brust unter dem blauen Kittel, im Gedröhne und Gestampfe der Fabriken...

Man suchte Kunst «ins Volk» zu bringen, indem man billige Reproduktionen guter Kunstwerke, billige Künstlergraphik herstellte, damit so der unwürdige fade «Öldruck» ohne jeglichen Wert, aus der guten Stube des Arbeiters verschwinde. Das ist gut und löblich und bereits ein großer Schritt nach vorwärts, aber man war noch viel zu ängstlich und ist es noch, so daß man nur solche Kunstwerke wählte, die zwar alle Ansprüche erfüllen, die an einen wertvollen Schmuck der Wände zu stellen sind, aber dennoch herzlich wenig von jener tieferen Kunstauffassung verraten, die den Künstler zum Schaffen zwingt, als einen Kündler menschlicher Seelentiefen, einen Gestalter der Symbole reiner Menschlichkeit. — — Auch darin wird die Zeit Wandel schaffen, wenn das Bedürfnis sich zeigt. — Aber wer, selbst wenn er Milliarden wäre, könnte sich jemals alle Kunstwerke kaufen, die seine Seele befruchten können? Wer könnte sie ständig auch nur alle um sich sehen, und sei es auch nur in guten Reproduktionen? Gewohnheit macht stumpf, verdirbt und ermüdet. — Dagegen wird der Eindruck, den ein intensiv sich einbohrender Beschauer vor vielen Jahren von einem Kunstwerk in irgend einer guten Ausstellung erhielt, auch nach weiteren vielen Jahren niemals schwinden. —

Dieser Beschauer ist dann der wahre Besitzer des Werkes, während es noch sehr fraglich sein kann, ob es dem Künstler, der mit großen Aufwendungen und seltenen Verkäufen zu rechnen hat und darum gezwungen ist, scheinbar hohe Preise anzusetzen, (von denen meist noch vieles «abgehandelt» wird!) wirklich gelang, einen Käufer zu finden, der auch das Werk geistig zu «besitzen» fähig ist. — Man braucht keinen großen Geldbeutel zu haben, um ein Freund und empfindender Verstehender der bildenden Kunst zu werden. Es ist noch weniger nötig, dicke Bücher über Kunst zu lesen, oder gar die Jahreszahlen der Kunstgeschichte auswendig zu wissen. Wer so anfängt, zäumt den Gaul am Schwanz auf und hat nur alle Aussicht, einer der vielen Halbwisser, der vielen Schwätzer zu werden, die wirklichem Kunsterfühl im Wege stehen, soviel sie auch mit ihren zusammengelesenen Floskeln zu imponieren versuchen. Um sich das Lebensgebiet der Kunst zu erobern, dazu bedarf es lediglich gesunder, sehender Augen, eines tiefen und echten Lebensgefühls, und des ehrlichen Willens, den Schöpfungsprozeß eines Kunstwerkes in eigener Seele nachzuerleben zu wollen, des Willens, die Sprache der Formen und Farben verstehen zu lernen, die der Künstler spricht, so wie man sich auch im ge-

wöhnlichen Leben an die Ausdrucksweise eines Menschen erst gewöhnen muß, wenn man ihn nicht ständig mißverstehen will. — —



DIE «Ruhmeshalle» kennt in Görlitz jedes Kind, auch wenn sie offiziell «Gedenkhalle» heißt, aber daß die eigentliche «Ruhmeshalle» nur der räumliche Mittelpunkt eines zwar nicht sehr großen, aber reichen und hochinteressanten Museums ist, dessen scheint man sich in Görlitz und Umgebung immer noch nicht genügend zu erinnern, soll es doch vorgekommen sein, daß ein Fremder nach dem «Kaiser-Friedrich-Museum» fragte und von einem Einheimischen die Antwort bekam, ein solches gäbe es hier nicht. —

Gewiß, die Besucherzahl ist in letzter Zeit im Steigen begriffen und die reichen, besonders auf die Geschichte der Oberlausitz bezüglichen Schätze beginnen allmählich auch Fremde anzuziehen, die speziell zur Besichtigung des Museums nach Görlitz kommen, oder deshalb hier ihre Reise unterbrechen.

Es hat aber trotzdem den Anschein, als ob man sich in Görlitz selbst noch recht wenig darüber

klar wäre, welche Bedeutung das kleine Museum für die Stadt hat.

Vielleicht werden die fremden Besucher mit ihrer wachsenden Anzahl darin eine Änderung bewirken und den Einheimischen mit der Zeit zeigen, daß der eigentliche Wert ihrer «Ruhmeshalle» denn doch weniger in der dekorativen Wirkung des Gebäudes von außen, als in den Sammlungen zu suchen ist, die dieser Kunsttempel über dem anmutigen Neißeufer beherbergt. —

Eine schier übermenschliche Arbeit hat der Direktor des Museums, Prof. Feyerabend, geleistet, um diese Sammlungen aufzubringen und in würdiger Weise aufzustellen. Das Museum ist eigentlich sein eigenstes Werk, ein Lebenswerk von nicht unbeträchtlicher Bedeutung.

Freilich, ohne die Hilfe zahlreicher Gönner des Museums wäre es ihm nicht möglich gewesen, die von ihm kahl und leer übernommenen Museumsräume zu füllen, aber wer einigermaßen weiß, was es heißt, ohne irgendeine museumstechnisch geschulte Hilfskraft, wie er sie längst hätte haben müssen, ein solches Museum zusammenzubringen, zu ordnen und zu leiten, und, was nicht zuletzt genannt werden sollte, in lebendigem Konnex mit dem übrigen deutschen Museumswesen

zu erhalten, der kam nicht umhin, die Lebensarbeit Prof. Feyerabends im allerhöchsten Maße zu bewundern.

Er hat sich damit den wärmsten Dank der heutigen und kommender Generationen in Görlitz verdient.

Es wäre leicht, an einer ganzen Reihe von Beispielen zu zeigen, wie auch ein kleines, gutgeleitetes Museum in einer kleinen oder mittleren Stadt, den Ruf dieser Stadt in kultureller Hinsicht zu verbreiten geeignet ist, wie es ihre Fremdenziffer und damit ihren Wohlstand hebt und ihren Geltungsbereich erweitert. Daß auch das Görlitzer Museum den Grundstock besitzt, um sich zu solcher Bedeutung für seine Heimatstadt und weit darüber hinaus emporzuarbeiten, lehrt ein aufmerksamer Rundgang in seinen Räumen.

Der Qualität nach am mäßigsten bedacht ist noch seine kleine Gemäldegalerie, sehr zum Leidwesen des Direktors, der auch hier mit Freuden nur das Beste zeigen möchte. Die dem Laien so imponierenden Riesenleinwänden mit den Ausklängen der theatralischen und im eigentlich künstlerischen Sinn so wenig ausgiebigen Piloty- und Kaulbach-Zeit bedecken da nebst andern künstlerisch belanglosen Repräsentationsbildern gan-

ze Wände und hindern die so sehr wünschenswerte, neuzeitlich mustergültige Verteilung der zwar noch recht wenigen, aber immerhin vorhandenen Werke von wirklichem Kunstwert.

Besitzt doch die kleine Galerie neben einigen andern nicht unbedeutenden Stücken tatsächlich einen echten, wenn auch für das Gesamtschaffen nicht so ganz instruktiven Böcklin, zwei Werke des hochbedeutenden, in seiner Eigenart so bescheidenen Hans von Volkmann, eine zweite Fassung des «Gestades der Vergessenheit» von Bracht, einen sehr guten Schramm-Zittau, ein bedeutendes monumentales Werk von Lesset Ury, ein gutes Porträt seines Töchterchens von Franz Stuck und eine Anzahl nicht unbedeutender Gemälde aus dem älteren Münchener Künstlerkreis. Immerhin genug, um neben den hier nicht genannten bedeutenderen Werken den Ausgangspunkt einer kleinen guten Gemäldesammlung darzustellen.

Wichtiger aber, und naturgemäß besser bedacht, ist zurzeit noch die reichhaltige Sammlung von Stichen, Zeichnungen und andern Kunstblättern, die sich auf die Geschichte von Görlitz, die Geschichte der Oberlausitz beziehen.

Vielleicht am vollständigsten ist dann die ebenfalls nach den Interessen der Heimatgeschichte

orientierte kunstgewerbliche und kunsthistorische Sammlung in den beiden Flügeln des Erdgeschosses, während die Oberlausitzer Zimmer in den Souterrain-Räumen nebst vielem andern, das dort seinen Platz fand, diese Sammlungen lebendig ergänzen.

Ein kleines Museum für sich ist der Urgeschichte gewidmet und ebenfalls in den Keller-räumen untergebracht. Der Archäologe, der die Oberlausitzer Keramik studiert, kann auf die Kenntnis dieser zum Teil sehr hervorragenden Funde nicht verzichten, während sie dem Laien ein Bild fernster Vorzeit geben.

Erstaunlich viel Belehrendes bieten diese untersten Räume, in denen zu allem Überfluß noch zwei recht eigenartige und des Ansehens werte Kleinwerke der Volkskunst, zwei sogenannte «Krippen»-Darstellungen Platz fanden, um die das Museum wohl von der berühmten Münchner Krippensammlung im bayrischen Nationalmuseum nicht wenig beneidet werden dürfte.

Der Fleiß einfacher Handwerker hat diese Darstellungen in jahrelanger mühevoller Arbeit geschaffen. Die eine schildert nur die Geburt Christi mit den üblichen anachronistischen, volkstümlichen Beigaben, so daß der ganze Hergang in die

engere Heimat versetzt erscheint, die andere «Krippe» ist eigentlich ein vollständiges Passionspiel, beginnend mit der Geburtsgeschichte und endigend mit der Auferstehung. Und das alles ist durch eine Anzahl sinnreicher Anordnungen in geradezu verblüffend natürlicher Weise beweglich.

Bei der Kreuzabnahme wird selbst der Leichnam Christi frei vom Kreuze heruntergeholt! Alles ist so naiv aus dem Geiste echter Volkskunst entstanden, daß die Beweglichkeit der Figuren nur den künstlerischen Eindruck verstärkt, statt ihn etwa zu stören. Wer bei dem dreimaligen Gebet Jesu im Garten am Ölberg nicht durch die Bewegung des bis in den Tod Betrübten ergriffen wird, der muß jedes Gefühl für volkstümliche Einfühlung in die Begebnisse christlicher Heilsgeschichte verloren haben. —

Und das alles hat man hier unten mustergültig aufgestellt. Ein Beamter des Museums, auch ein einfacher, tüchtiger Handwerker besten alten Schlages, obwohl ein noch jüngerer Mann, der auch die Vorführungen unternimmt, hat all diese Einzelteile mit feinstem Verständnis wieder zusammengesetzt, die «mechanische Kunst» daran in sinngemäßer Weise wiederhergestellt und in liebevoller Hingabe beide «Krippen» in den zur

Verfügung stehenden Räumen aufgebaut, was gewiß keine leichte Arbeit war und einen besonders feinen seelischen Takt erforderte, um das Unberührte, das Wesentliche der alten Originalarbeit zu erhalten.

Das wäre so in aller Kürze, jedem Besucher des Museums nicht fremd, der wesentlichste Inhalt der Räume.

Eine bedeutende Münzensammlung sowie noch manches andere harret des Tages, an dem ein schon längst geplanter, aber jetzt auf unbestimmte Zeit hinaus verschobener Erweiterungsbau doch einst seine Vollendung finden wird.

Es wäre zu wünschen, daß das Museum immer mehr Gönner finden möge, die es durch Legate und sonstige Schenkungen, seien es nun kunst- und kulturhistorisch wichtige und wertvolle Werke, seien es die so dringend nötigen größeren Barmittel, in den Stand setzen würden, seiner hohen Aufgabe für das kulturelle Leben der Stadt Görlitz und im weiteren Sinne der gesamten Oberlausitz in mustergültiger Weise zu genügen.

Aber schließlich ist auch ein «Heimatmuseum» keine isolierte, nur auf den Bannkreis seiner Stadt oder ihrer nächsten Umgebung beschränkte Ein-

richtung, wenn auch die Vorteile, die es durch seinen Ruf einer Stadt bringen kann, dieser allein zugute kommen.

In diesem Sinne ist jeder Einwohner von Görlitz zwar praktisch an dem Gedeihen und Bekanntwerden des heimischen Museums interessiert, aber dieser Ruf, dieses Bekanntwerden ist nur zu erreichen dadurch, daß sich die Museumsleitung in den Dienst der gesamten Kunstwissenschaft stellt und die Verbindung mit allen Museen in deutschem Sprachgebiet stets aufrecht erhält. Die hierzu nötige Arbeit übersteigt aber die Kraft eines einzelnen Mannes, sei er auch wie der derzeitige Leiter und Schöpfer des Museums ein Hüne an Arbeitskraft. Mit ungeschulten und billigen Hilfskräften ist hier gar nichts geholfen. Nötig wäre die Assistenz einer wissenschaftlich gebildeten und in den Aufgaben eines Museumsbeamten nicht ganz unerfahrenen Persönlichkeit.

Da die Stadt Görlitz zurzeit mit Aufgaben überlastet ist, die es ihr wohl unmöglich machen dürften, eine solche Hilfskraft zu besolden (obwohl der wissenschaftliche Arbeiter auch heute noch aus Liebe zur Sache zu arbeiten pflegt und daher in seinen Ansprüchen weitaus bescheidener ist als mancher Fabrikarbeiter), so könnte man es nur als eine hochherzige Tat bezeichnen, wenn von

privater Seite die Kosten einer solchen Hilfe für die Museumsleitung übernommen würden.

Es wäre die denkbar übelste Verkennung des Nötigen, wenn man den fruchtbringenden Bestand eines Museums in heutiger Zeit als überflüssigen Luxus ansehen wollte. — «Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.» —

Ein jedes Werk bedeutender Vorzeit, alles, was die Gegenwart an wirklich Gehaltvollem schafft, ist solch ein «Wort Gottes», das zu empfänglichen Herzen, insonderheit zu den Gemütern der Jugend, oft wuchtiger sprechen kann als Schule und Kirche es vermögen, gerade weil all diese sichtbaren, greifbaren Dinge so ganz auf das praktische, tagtägliche Leben hinweisen. Alles, was heute den allenthalben im praktischen Leben grassierenden Materialismus zurückdämmen kann, dient dem Wiederaufbau, ist eine nicht zu missende und ihre Unterschätzung bitter rächende Kraft, die zur Gesundung unsres Lebens führt. — —

Was das Buch für das Denken bedeutet, das ist der sichtbare Gegenstand, wenn er von Kunst, Geschmack und handwerklicher Tüchtigkeit zeugt, für das Gemüt. — Aus dem Gefühl heraus aber muß die Kraft zur Wiederaufrichtung unsres Volkes

kommen. Das Denken geht irre Wege, wenn es nicht durch das Gefühl in gesunde Bahnen geleitet wird. — Was wir heute alle beklagen, ist nicht zum wenigsten die Frucht irregeleiteten Denkens, die Folge davon, daß man das Volk systematisch daran gewöhnte zu glauben, alles Gute müsse sich erdenken lassen, daß man Kopfmenschen, Gehirnmenschen erzog, aber keine Menschen, die sehen können und durch Sehen zu lernen wissen. — Dies aber lehrt in erster Linie ein Museum.



ERÖFFNUNG DER KUNSTAUSSTELLUNG NEUMANN-HEGENBERG

Im Bankettsaal der Stadthalle wurde gestern gegen 11½ Uhr vom neuen Vorsitzenden des Kunstvereins, Herrn Joseph Schneider-Franken*, die Ausstellung Neumann-Hegenberg und Paul Polte eröffnet. Ein guter Anfang unter der neuen Leitung, die, wie wir hoffen, noch recht ersprießliche Arbeit auf diesem Gebiete des Kunstlebens leisten wird, um dadurch der Stadt Görlitz auch nach außenhin in dieser Beziehung einen Namen zu machen. Wir wünschen dem neuen Vorsitzenden den besten Erfolg. Zur Eröffnung der Ausstellung führte er aus:

Meine Damen und Herren!

Der Kunstverein hat vor kurzem seinen langjährigen und verdienstvollen Vorsitzenden durch den Tod verloren, und mir wird nun die Aufgabe, die für das kulturelle Leben dieser Stadt so wichtige Vereinigung zu leiten.

* Da die beglaubigte Namensänderung in «Schneiderfranken» erst Ende August 1920 erfolgte, sind sämtliche Artikel über Kunst mit Joseph oder J. A. Schneider-Franken gezeichnet.

Daß am Beginn meiner Tätigkeit gleich eine so hervorragende Ausstellung steht, wie die ist, die ich hier nun eröffnen soll, ist nicht mein Verdienst.

Ich danke aber den Herren des Vorstandes, daß sie den beiden Künstlern, die hier ausstellen, Gelegenheit gaben, ihre Werke zu zeigen.

Ich kann mit voller Überzeugung und warmen Herzens für diese Ausstellung eintreten.

An anderer Stelle zeigte ich vor kurzem, daß die Richtung, der ein Künstler zugezählt wird, eigentlich Nebensache ist, daß es einzig darauf ankommt, ob ein Künstler zu den Echten und Wahrhaftigen, oder aber nur zu denen zu zählen ist, die irgendeiner Richtung nachlaufen, weil sie selbst nichts Eigenes zu sagen haben.

Die Ausstellung, die Sie jetzt sehen werden, zeigt in lebendiger Gestaltung, wie wenig es auf die Richtung ankommt, wie die Persönlichkeit eines Künstlers ganz allein für die Wertung seines Schaffens maßgebend ist.

Man kann sich kaum verschiedenere Richtungen vorstellen als die sind, die durch die beiden ausstellenden Künstler vertreten werden.

Der Maler, dem ja der größte Anteil an der Ausstellung zufällt, geht von der Darstellung der äusseren Umwelt aus und sucht und findet schließlich die Ausdrucksmittel, um die reiche Bewegung seiner inneren Welt zu gestalten.

Er sucht seine großen Vorbilder in der Gotik, vor allem in Mathias Grünewald, dem Meister des Isenheimer Altars, und man könnte ihn äußerlich zu den «Expressionisten» rechnen, doch ist er eine ganz auf sich gestellte Persönlichkeit, der es gar nicht einfällt, eines Programmes wegen zu malen. —

Er malt so, wie er malt, weil er so malen muß, wenn er sich selbst treu bleiben will.

Das Gleiche ist von dem Bildhauer zu sagen.

Auch er gibt, als Plastiker, was er seiner Natur nach geben muß, aber in ihm ist nur statuarische Ruhe und verhaltenes Leben, kein Drang zu dramatischer Bewegung der Formen, wie in dem Maler.

Seine Richtung, wenn man ihn unbedingt einer zuzählen will, ist die Richtung der großen deutschen Monumentalplastiker, der Wrba, Beermann, Hahn und anderer, die alle mehr oder weniger von Hildebrandt und seiner Auffassung des «Problems der Form» ausgehen.

Der Plastiker, Paul Polte, dürfte Ihnen ohne weiteres verständlich sein.

Sie sehen die große Ruhe und Geschlossenheit seiner Figuren und die vollendet schöne Modellierung, den feinen seelischen Ausdruck in allen seinen Werken ohne Mühe.

Der Maler, Neumann-Hegenberg, verlangt mehr willige Einstellung von Ihnen.

Er will Ihnen seine Entwicklung zeigen, will zeigen, wieso er dazu kommen mußte, seine letzten Werke zu schaffen.

Die Bilder sind deshalb auch in chronologischer Reihenfolge aufgehängt, von den starken und räumlich tiefen Schilderungen der Umwelt angefangen, bis zu den Werken, in denen er rein seelisch Geschautes zeigt, dem oft ein Natureindruck, oft ein musikalisches Erleben oder aber nur innerlich Empfundenes zu Grunde liegt.

Neumann-Hegenberg will immer noch weiter, sucht stets noch neue Ausdrucksmöglichkeiten und betrachtet auch seine letzten Bilder noch nicht als sein «letztes Wort».

Aber vieles von dem, was er zeigt, stellt auch, hohen kritischen Ansprüchen gegenüber, eine restlos vollkommene Lösung dar.

Sie haben es mit einem tieferen, ehrlich mit seiner Kunst ringenden Manne zu tun, der alles Halbe und nur beiläufig Gute weit hinter sich läßt.

Er dichtet mit dem Pinsel in der Hand farbige Werke voller Glut des Erlebens, voller Intensität der inneren Bewegtheit.

Sie wissen alle, was der Rhythmus in der Musik bedeutet.

Diesen Rhythmus finden Sie wieder, wenn Sie die Gemälde dieses Malers betrachten, und Sie müssen nach dem Rhythmus suchen, wenn Sie den inneren Wert dieser Bilder erkennen und ihnen gerecht werden wollen.

Folgerichtig sieht man auch seine Auffassungsart und seine Technik sich entwickeln.

Nichts ist «gesucht», alles Spätere entwickelt sich mit Notwendigkeit aus dem Früheren. Er malt, was ihm sein Innerstes befiehlt.

Daß außer aller malerischen Qualität auch viel Poesie in den meisten Werken steckt, wird ihm sicher auch manche Verehrer gewinnen, die für das eminent Malerische der Bilder noch nicht das rechte Auge haben.

Ich hoffe, daß niemand diese Ausstellung verläßt, ohne einen reichen und nachhaltigen Eindruck mitzunehmen.

Ich möchte hier nur noch sagen, daß ich den Wunsch hege, den Kunstverein in dieser Stadt zu einer Instanz zu machen, der das Laienpublikum bei seinen Ankäufen und Kunstbesichtigungen absolut vertrauen kann.

Man soll wissen, daß in seinen Ausstellungen nur echte und reife Kunst geboten wird.

Ich danke den beiden Ausstellern, daß sie mir diesen verheißungsvollen Anfang ermöglicht haben!



ERÖFFNUNG DER KUNSTAUSSTELLUNG VON OTTO WILHELM MERSEBURG

Die neue, überaus reichhaltige Kunstaussstellung des Kunstvereins für die Lausitz fand gestern vor geladenen Gästen im Bankettsaal der Stadthalle ihre Eröffnung. Der Vorsitzende des Kunstvereins, Herr Schneider-Franken, führte in seiner Eröffnungsansprache etwa folgendes aus:

„Der Kunstverein hat sich unter meiner Leitung die Aufgabe gestellt, an möglichst markanten Beispielen zu zeigen, wie das wirklich Wertvolle in der Kunst ganz unabhängig ist von der jeweiligen Richtung, zu der man den oder jenen Künstler zählen mag. Es ist nicht gerade überflüssig, dies immer wieder zu betonen, denn in manchen Kreisen herrscht immer noch die Auffassung, eine Ausstellungsleitung müsse sich zu dieser oder jener «Richtung» bekennen und könne darum den anderen Richtungen «nicht gerecht» werden.

Wir sind weit von dieser Auffassung entfernt!

Wir wollen allein der Kunst eine Gasse bereiten, wo wir sie auch finden, und wir finden in jeder

Richtung echte und wahrhafte Kunst, wie wir in jeder Richtung auch allerlei Scheinkunst abzulehnen haben.

Der Künstler, dem die heute zu eröffnende Ausstellung gilt, wird Ihnen in schönster Weise wieder zeigen, was wir unter Kunst verstehen, und daß wir durchaus nicht nur etwa dem «Expressio- nismus» das Wort reden wollen, auch wenn wir in dieser Kunstrichtung besonders hohe und zukunfts- reiche Werte im Entstehen sehen, Werte, die wir auf jede Weise ans Licht zu ziehen suchen.

Otto Wilhelm Merseburg*, dessen Werke Sie nun in einer reichen Auswahl sehen werden, ist ein Künstler, der sich längst schon seinen Namen zu schaffen wußte, auch wenn ihn vielleicht hier erst noch wenige kennen werden.

Seine Bilder wurden von großen Staatsgalerien angekauft und hängen längst in bedeutenden Pri- vatsammlungen.

Sie werden das verstehen, wenn Sie nun Gele- genheit finden, sein Schaffen kennen zu lernen.

Hervorgegangen ist er seinerzeit aus der Schule Eugen Brachts, wenn auch Bautzer und andere

*Deutscher Maler und Radierer (1874–1947)

Meister Einwirkungen auf seinen Werdegang hinterließen.

Heute steht er lange schon als ein durchaus im eigenen Erdreich Wurzelnder vor Ihnen, als ein Maler von hohem Rang, der seine eigene Richtung sich selber schuf, und den man vielleicht mit Boehle, Thoma und Steinhausen in manche Parallele setzen kann. Seine ganze Kunst ist erfüllt von einer starken und hingebenden Liebe zur Natur, — insbesondere zur Natur und zu den Menschen seiner engeren Thüringer Heimat, — und in jedem seiner Werke spricht sich eine ungemein reiche, tief empfindende Seele aus.

Sie werden diesem Künstler ohne weiteres zu folgen vermögen, auch ohne jede weitere «Erklärung» seiner Werke. Ich bitte Sie aber, besonders auf die großen Bilder an der Stirnwand des Saales achten zu wollen. Diese Bilder tragen Ewigkeitscharakter und bilden gleichsam die Stimmgabel zur ganzen Ausstellung, in der dieser «Ewigkeitscharakter» oft auch noch im kleinsten Blättchen vielfach wiederkehrt.

Daß Merseburg auch als Portraitist eine nicht unbedeutende Stellung einnimmt, möchte ich nur noch nebenbei erwähnen, und Sie werden ja selbst Gelegenheit finden, sich jetzt auch in dieser Hinsicht ein Urteil zu bilden.

Ich danke auch an dieser Stelle dem Künstler, daß er keine Mühe, keine Kosten und keine sonstigen Schwierigkeiten scheute, um uns diese reichhaltige Kunstschau zu ermöglichen, und ich hoffe, daß seine Kunst hier in Görlitz viele neue Freunde und Verehrer finden wird."



HANS THOMA Zu seinem achtzigsten Geburtstag

WENN ich mir die Frage vorlege, wie dieser große Altmeister deutscher Kunst an seinem Ehrentage am besten zu erfreuen wäre, dann glaube ich, es könnte ihm nichts lieber sein, als wenn ihm eine Schar Kinder, ungeputzt, wie sie gerade vom Spielen kommen, Buben und Mädels, schlicht und recht, wie es Kinder eben können, vor seinem Fenster einfache deutsche Volkslieder singen würde.

Wie deutsche Volkslieder, sind ja auch alle seine Bilder nur entstanden aus der naiven Freude an der lieben, schönen Gotteswelt, an Busch, Bach und Baum, an Wiese und Wald, und an den guten, einfachen Menschen, die das Volkslied kennt.

Auch wenn er seine Gestalten aus Mythe und Sage nimmt, oder wenn sie seiner schauenden Phantasie entstammen, gibt er sie so, wie nur unverdorbenes, reines und einfachstes Empfinden sie sich vorzustellen vermag.

Ein unübersehbarer Schatz ist es, den er in den achtzig Jahren seines Lebens — oder doch mindestens sechzig davon — seinem Volke geschenkt hat.

Wohl sah er in dieser so langen Zeit gar manche bedeutende künstlerische Erscheinung in deutschen Landen neben sich wirken, allein, wenn es gelten soll, den Künstler unseres Zeitalters zu nennen, der am reinsten deutsches Empfinden, deutsche Poesie im besten Sinne, als Maler zum Ausdruck brachte, der alle Naturempfindung, die in unseren Sagen, Märchen und Liedern beschlossenen ruht, seiner Zeit wieder lebendig vor Augen führte, dann wird sich kein Zweifel erheben, daß nur sein Name allein zu nennen ist.

Auch er ist einst in die Fremde gezogen, um dort, wo noch lebendige Tradition das Handwerk des Malers lehren konnte, sich sein Rüstzeug zu holen, aber als er zurück in die Heimat kam, wußte er bald, was er mit seinem draußen erworbenen Können beginnen müsse, und streifte alles ab, was nur Können um seiner selbst willen war, um seinem schlichten Naturempfinden die ihm allein gemäße Ausdrucksweise zu schaffen.

Jahrzehntelang mußte er bitter um Anerkennung ringen, und als sie ihm endlich allgemein

zuteil wurde, hatte er bereits ein halbes Jahrhundert an Lebensjahren erreicht.

Spott und Hohn, Geringschätzung und Unverstand hatte er in reichlichem Maße zu erdulden, obwohl das uns heute kaum glaublich erscheint, und nur eine kleine Schar begeisterter Verehrer seiner frommen und innigen Kunst wußte ihm zu zeigen, daß seine Bilder Seelen fanden, die sie empfinden konnten, Menschen, die seine damals schon in reicher Fülle vorhandenen Meisterwerke würdig schätzten.

Seit dieser trüben und schweren Zeit des Ringens, die eines jeden echten Künstlers Schicksal ist, der sich von der Mode entfernt und mehr als bloße «gefragte Marktware» zu geben unternimmt, hat ihm dann die Welt alle Ehren gebracht, die sie an einen Künstler und bedeutenden Menschen nur vergeben konnte, und so wurde in späten Jahren doch manches gesühnt, manches ersetzt, was die Zeit seines jüngeren Mannesalters ihm schuldig geblieben war.

Selten hat sich deutlicher, als gerade an Hans Thoma, gezeigt, daß das erste Bedingnis eines großen Künstlers die eigene bedeutende Persönlichkeit ist und daß alle manuelle Virtuosität nichts bedeutet gegenüber dieser Grundvoraussetzung,

die schließlich auch nach dem härtesten Ringen den Sieg verleiht.

Man hat Thoma oft genug mangelndes malerisches Können, «Verzeichnungen» und ähnliches vorgeworfen, aber man sehe sich nur einmal die Jugendwerke an, die noch unter dem Einfluß der französischen Künstler, besonders dem Courbets, stehen, und urteile dann, ob der Maler dieser Bilder nicht mit spielender Leichtigkeit imstande gewesen wäre, durch alle nur denkbare malerische Bravour zu glänzen.

Daß er es vorzog, sich eine einfache, schlichte Weise zu schaffen, bewußten Willens auf alles, was nur entfernt nach «genialer Mache» aussah, zu verzichten, war ein befolgtes Gebot seiner von innen heraus gefestigten, reifen und im Tiefsten wahren Persönlichkeit.

Wer einmal in dieses gütige, klare und so lebensvolle Auge blicken durfte, wer öfters diesen stillen Weisen aus dem Schwarzwald in den schmiegsamen warmen Tönen seiner Heimat aus seinem so reichen Leben erzählen hörte, wer zu stiller Stunde in seiner Werkstatt den Reichtum all dieser Mappen aus der Jugendzeit von seinen lieben Händen ausgebreitet sah, der kann diese Weihestunden nie vergessen, und wüßte, auch

wenn er niemals die an schöner Menschlichkeit, Tiefe und Herzenswärme so reichen Schriften des Meisters gelesen hätte, wie ernst dieser Schwarzwälder Bauernsohn das Wort des Meisters von Nazareth nahm: «So ihr nicht werdet wie eines aus diesen Kleinen, werdet ihr nicht in das Reich der Himmel finden.» —

Wer ihm, wie ich, zu danken hat, daß er die ersten, tastenden Schritte in das Labyrinth der Kunst gütig und liebevoll auf rechte Wege wies, der weiß auch, wie dieser so unendlich schaffensreiche Künstler nicht nur zu schaffen, sondern auch recht zu beraten versteht.

Und dieses Wissen darum, daß er andere auf rechte Wege zu führen vermag, hat ihn wohl auch bewogen, seine Gedanken über Zeit und Ewigkeit den Seelen der Menschen darzulegen.

Alle weltläufige Phrase und nichtssagende Wortemacherei muß vor dieser ruhigen, menschlichen Größe verstummen, die das Bedeutendste und Erhabenste in so kindlich reiner und einfacher Weise zu sagen unternimmt, daß oberflächliches Urteil nur zu leicht den köstlichen Kern in so bescheidener Schale übersieht.

In diesem großen Meister der Kunst steckt gleichzeitig ein weiser Seher voll tiefer seelischer

Erlebnisse, und wenn er nicht all seinem Schauen Ausdruck zu geben trachtet, so hält ihn sicher nur die Ehrfurcht vor dem Unbegreifbaren, die Sorge, Heiligstes zu profanieren, davon ab.

Was Hans Thoma über das Leben der Seele geschrieben hat, gehört in all seiner unbekümmerten, schlichten Erzählerweise zu dem Schönsten, Feinsten und Tiefsten, das in unserer Zeit zu Worte ward, obwohl er selbst nicht im mindesten den Anspruch macht, unter die «Denker» und «Philosophen» oder die «Dichter» gezählt zu werden.

Er liebt — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — sein «schönes Handwerk der Malerei» über alles.

Er sehnt sich nicht nach dem Ruhm eines Schriftstellers.

Aber alle, die das, was er geschrieben hat, gelesen haben, werden ihm dankbar sein, daß er in hohem Alter sich endlich entschließen konnte, das niederzulegen, was er uns zu sagen hat.

Und jetzt, an seinem achtzigsten Geburtstag, gibt er noch gleichsam als Dank an alle, die sich freuen, daß er dieses schöne Alter erleben durfte, seine eigene Lebensgeschichte in Umrissen, vom

Schwarzwälder Bauernbuben und Uhrenmaler angefangen, bis zu der Höhe, auf der er heute weithin sichtbar für alle steht.

An ihm können wir sehen, was unser Bestes ist. Er zeigt uns, daß all unsere Kraft nur dann zu wirklich Bedeutendem führt, wenn sie von allem Phrasenhaften sich frei erhält, und fest verankert ist in einer reinen und im besten Sinne gläubigen, auf sich selbst und den Weltgrund, der sie trägt, fest vertrauenden Seele. — —

Möge der Achtzigjährige, der noch heute eine prachtvoll kernige Handschrift schreibt, die wie ein Bild seiner eigenen Geradheit und Festigkeit ist, und aus der keiner sein hohes Alter erschließen würde, uns noch manches erhebende Wort, noch manches seiner seelisch so tief empfundenen Bilder schenken.

Görlitz, 2. Oktober 1919.



DIE BÖSEN MODERNEN!

WO immer eine moderne Ausstellungsleitung, einer ernsteren und heiligeren Auffassung des Kunstschaffens folgend, mit dem alten Schlendrian aufräumte und frische, belebende Luft in ihre Säle einließ, dort erhob sich noch stets das Zetergeschrei aller derer, die vorher an gleicher Stelle reichlich Gelegenheit gefunden hatten, mit den Erzeugnissen ihrer braven Scheinkunst an erster Stelle zu prangen. Sie können es nicht begreifen, daß das nun anders werden soll, und fühlen sich gekränkt in ihren — wie sie meinen — wohlerworbenen Rechten. Nach Gründen suchend für die Unbill, die nach ihrer Ansicht ihnen widerfährt, gelangen sie niemals dazu, diese Gründe bei sich selbst zu finden, und stets sind es natürlich nur «Intrigen», «Ungerechtigkeiten», «Unterdrückungssucht» und Schlimmeres, wenn diese bösen «Modernen» ihnen die Plätze weigern, die sie früher innehatten.

Es wird als ganz selbstverständlich betrachtet, daß man wirklich gute, echte Kunst, zu der jeder

wahre Kunstfreund «Wallfahrten» unternimmt, wenn er sie irgendwo wittert, — die selten ist, wie die Perle in der Muschel, — nur deshalb ablehnen könnte, weil sie nun einmal der gerade «modernen» Strömung nicht in den Ausdrucksformen gleicht. — Man ahnt nicht einmal, welche Ungeheuerlichkeit in einer derart stupiden Unterstellung liegt! — —

Aber ein altes Sprichwort sagt: «Es sucht keiner den andern hinterm Ofen, der nicht selbst einmal dahinter war!» — Die Herrschaften belieben ihre eigene Haltung einer Kunstart gegenüber, zu der sie keinen Zugang haben, weil sie wirklich aus den Tiefen aller Kunstgestaltung schöpft, die ihnen nie erreichbar waren, auch auf andere Menschen zu übertragen, denn es ist ihnen schier unfaßbar, daß diese «Modernen» nicht in gleicher Weise wie sie selbst das ihnen Fernere verdächtigen sollten...

Man kann oder will es nicht begreifen, daß einer guten und ihres Urteils sicheren Ausstellungsleitung ganz und gar nichts daran liegt, aus welcher «Schule» die Künstler kommen, die sie werten soll, oder welcher «Richtung» sie vielleicht zugezählt werden könnten. — Man ist des felsenfesten Glaubens, daß die Parteilichkeit, die man in sich selber fühlt, auch anderen befehlen müsse, und hat keine Vorstellung davon, wie absolut sicher reagie-

rend sich der Blick für Echtheit, Wert und wirkliche Ursprünglichkeit entwickeln läßt, und wie er jede leise Spur davon entdeckt, wenn sie sich unter irgendeiner noch so sonderlichen oder alten Hülle — wirklich findet. —

Bringt doch einmal Werke zu so einer Ausstellung, die durch die Auswahl eines dieser bösen «Modernen» ihre Gestalt gewinnt, — Werke, die auch nur in noch so bescheidener Weise irgend etwas von jenen Werten zeigen, die noch im letzten und unbekanntesten Bildchen schlummern, das irgendein unbedeutender Schüler eines der alten holländischen Kleinmaler schuf! — —

Bringt einmal Stilleben und Landschaften, die auch nur ein Weniges von jener tiefen Liebe, von jenem echten Kunstgefühl in sich tragen, die auch noch den geringsten Enkelschüler der alten Großmeister dieser Kunstgebiete auszeichnen! —

Ihr würdet eure blauen Wunder erleben und euch vielleicht doch beschämt bekennen müssen, daß der Maßstab, nach dem die «Modernen» messen, euch offenbar allzufremd ist, als daß ihr ihn verstehen könntet! — — — Freilich, für das, was in euren Werken euch so wertvoll scheint, hat seine Skala keine Eintragung. — Aber deshalb soll man

nicht etwa glauben, daß er nur nach «Geschmack» und «Mode» messe. — — —

Sobald ein Künstler Ausdrucksformen findet, die nur ihm und seiner Zeit gehören, sollte er nach der Ansicht dieser armen «Unterdrückten» sofort unterdrückt werden, damit nur ja sie selbst ihre Plätze nicht verlieren...

Es ist aber ein Gebot der Pflicht und der Billigkeit, gerade solchen Künstlern, die nicht auf den ersten Blick dem großen Publikum verständlich sind, die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, ganz abgesehen davon, daß eine neue Formensprache doch nicht die Begründung zur Ablehnung geben darf, sobald es sich um wirklich erlebte, aus ernstem Müssen geborene Kunst handelt. — Was man in jenen Kreisen, die noch immer glauben, die seichte und innerlich hohle Kunstauffassung am Leben erhalten zu können, in der sie nun einmal aufgewachsen sind, der neueren Kunstbeurteilung zum Vorwurf macht, das ist gerade das Gegenteil von «Ungerechtigkeit». —

Es ist die durch keine Vettermichelei zu beirrende, unerbittliche Auswahl des Echten, Ursprünglichen aus der Menge des Nachempfundenen und gemächlich aus zweiter Hand Bezogenen, ganz einerlei, ob älteste oder allerneueste Formen und

Farbensprache dem innersten Müssen Ausdruck gibt, oder nur äußerlich eitles Machwerk, mag es auch dem ungeübten Laienauge noch so «schön» erscheinen, zutage fördert.

Die Zeiten sind viel zu ernst geworden, als daß sie jener innerlich leeren Samtjackenkunst noch Raum bieten könnten, die früher ihre Triumphe feierte. Nur was uns wirkliche, dauernde Lebenswerte aus der Seele Tiefen schürft, hat heute noch seine Berechtigung und wird sie behalten, solange es Kunst und Künstler gibt. — — —



SEIT Jahren bringt das Kino seine Schaudramen, seine verlogenen Detektivgeschichten und unmöglichen Sensationsfilme, ohne daß irgendein Mensch Einspruch erhoben hätte, bis in die jüngste Zeit. Nun allerdings dämmert es allmählich, und es finden sich, ganz abgesehen von den verschiedentlichen Demonstrationen der Jugend, die wohl nicht gerade zweckmäßig sein dürften, immer mehr gewichtige Stimmen im Kampf gegen den «Kinoschund».

Einsichtige sahen zwar längst, welche Seuche sich da in unsern Volkskörper fraß, aber ihr Unwille gedieh nicht zu lautem Einspruch, und wenn je einer es wagte, das Kind beim Namen zu nennen, fanden seine Worte wenig Widerhall.

Auch heute darf man sich nicht dem frommen Glauben hingeben, man hätte die Mehrzahl der ernst zu nehmenden Menschen hinter sich, wenn man auf die Schädlichkeit der Kinodarbietungen hinweist. In weiten Kreisen, von denen man an-

nehmen sollte, daß die psychologische Bedenklichkeit der Kinodramen für sie durchschaubar sei, begegnet man einer unbegreiflichen Laxheit des Urteils. Man glaubt, weil man selbst imstande ist, ohne seelischen Schaden die albernsten Absurditäten des Flimmerbildes an sich vorüberziehen zu sehen, es handle sich im Grunde doch nur um eine «recht harmlose Sache», denn man kann, oder mag sich nicht in den Seelenzustand der Jugendlichen oder des nur bedingt urteilsfähigen Volkes versetzen, um so die vergiftende Wirkung der allermeisten Filmspiele zu erkennen. Ich denke dabei durchaus nicht etwa nur an Darstellungen, deren ganze Absicht es ist, die Sinne aufzureizen, auch wenn keinerlei Nacktheit, keinerlei im Sinne der Zensur «unsittliche» Situationen gezeigt werden, obwohl ich auch wieder in keiner Weise denen beipflichten kann, die das gröbste Erregen der Sinnlichkeit beinahe als Kulturzweck feiern, denn ich bin der Ansicht, daß die sinnlichen Triebe im Menschen von Natur aus stark genug wirksam sind, und bei gesunden Menschen, am wenigsten bei Jugendlichen, der besonderen Aufpeitschung gewiß nicht bedürfen. — —

Jedenfalls nimmt das Kino in dieser Beziehung keine Ausnahmestellung ein, denn was die plumpe Absicht, sinnlichen Kitzel zu erregen be-

trifft, so leistet da so manche «Industrie» mindestens Ebenbürtiges, von der Postkarte angefangen bis zum literarisch tuenden Roman und dem auf die Börse der Theaterbesucher wie ein Strauchdieb spekulierenden Schauspielkitsch.

Viel schlimmer erscheint mir die verheerende Wirkung der Kinodramen zu sein, durch die Verlogenheit der Darstellungen und ihres Milieus.—

Die Filmindustrie, die letzten Endes für alle Schäden allein verantwortlich ist, denn der Kinobesitzer nimmt, was sie ihm bietet, weil er ja nichts anderes bekommen kann, tut sich nicht wenig darauf zugute, so realistisch wie möglich zu arbeiten. Aber man sehe sich diesen «Realismus» einmal etwas genauer an!

Wo in aller Welt gibt es soviel Tagediebe wie im Kinodrama? Wo in aller Welt leben Menschen der Arbeit, Gelehrte, Erfinder, Kaufleute, Künstler, in der Art und Weise, wie das Kino ihr Leben zu zeigen vorgibt? — Wo in aller Welt können sich normal begüterte Menschen den Luxus des Milieus leisten, der in diesen Kinodramen immer wiederkehrt? —

Die protzig überladene Wohnung eines Schiebers in Berlin WW, mag er nun seinen Reichtum

vor, im, oder nach dem Krieg «gemacht» haben, ist doch gewiß nicht der Typus der Wohnung eines jeden Begüterten! — Und ebensowenig pflegen sich Männer und Frauen anständiger, besitzender Kreise in der Art zu kleiden, wie es die männliche und weibliche Lebewelt der großstädtischen Nachtlokale liebt, die sich das auf anderer Leute Kosten leisten kann.

Was soll der einfache Mann aus dem Volke, der ohnehin schon mit bitteren Gefühlen von einem Leben der «Reichen» träumt, wie es höchstens in seltenen Auswüchsen einmal bei einem Geldprotzen, der aus der Hefe einer Großstadt aufstieg, zur Wirklichkeit wird, — was soll der Jugendliche, der aus ärmlichen Verhältnissen kommt, bei solchen Schilderungen aufnehmen, wenn nicht Haß und Wut auf alle diese reichen Müßiggänger, oder, im besten Fall, eine völlig überspannte Vorstellung von dem Leben begüterter Kreise und angesehener Berufe, und eine ebenso überspannte Sucht, es ihnen nach Möglichkeit bald gleichzutun zu können?! — — —

Hier steckt meines Erachtens die allerübelste Wirkung der Kinodramen, übler noch als die Geschmacksverbildung in literarischem Sinn, und übler als alle kitschige Erotik. —

Die Wirkung ist um so verderblicher, weil ja das Kino wirkliches Leben vortäuschen will und von dem naiven Beschauer auch ohne weiteres als genaue Darstellung des Lebens, wie es wirklich seiner Meinung nach ist, genommen wird. Alles spielt ja in natürlicher Umgebung. Das Leben der Straße spielt mit, wie es sich gerade trifft, wirkliche Gärten und Parks, wirkliche Häuser und wirkliche freie Luft bilden den Hintergrund der Szenen. Unwillkürlich wird auch die «Wirklichkeit» der Innenräume, die nicht wie beim Theater, Kulisse sind, den Eindruck verstärken, man habe es mit wirklichen Begebnissen zu tun. —

Dazu kommt noch, daß doch die meisten Kinoschauspieler und Schauspielerinnen als solche mehr oder weniger «Talmi» sind, von Ausnahmen abgesehen, wo sich eine wirkliche Bühnengröße des Geldverdienstes wegen für das Kino hergibt. Die allermeisten dieser Akteure stammen gewiß nicht aus vornehmen Häusern, kennen das Leben des wirklichen Aristokraten gewiß nicht aus eigener Anschauung, und so geben sie in ihrer Rolle eben, was sie geben können: — Talmi und Kitsch. —

Von der Verlogenheit historischer Milieus oder ethnographischer Schauplätze und ihrer agierenden Charaktere sei hier nur nebenbei noch die

Rede. Auch hier wird alles, was wirklich belehrend und wertvoll sein könnte, durch eine unsäglich alberne Aufmachung verdorben, und der ohnehin schon allem Kitsch wohlgeneigte Geschmack der Menge in geradezu raffinierter Weise noch unter sein ursprüngliches Niveau herabgedrückt. Das gleiche gilt von den, aller Lebenswirklichkeit hohnsprechenden, so sehr beliebten Detektivgeschichten, die noch außerdem oft geradezu wie «Lehrkurse für Verbrecher und solche, die es werden wollen», wirken. Es wäre eine interessante Aufgabe für Kriminalisten, bei den Verbrechen Jugendlicher, oder sonst Unbescholtener, einmal nachzuforschen, welcher Prozentsatz da auf eine «erste Anregung» aus dem Kino entfällt. — —

Man sieht, es hat gute Gründe, wenn ernste Männer und Frauen heute mit Sorge das «Kino-problem» betrachten, wenn man endlich anfängt zu sehen, welche verheerende Seuche da mitten unter uns wütet, und nach Mitteln sucht, sie einzudämmen. — —

Wie ich schon bemerkte, ist es gänzlich verkehrt, den Kinobesitzer als den Schädling anzusehen. Ein solcher Unternehmer würde mit Freuden auch die kulturell wertvollste Einrichtung mit gleicher Liebe ausgestalten, wenn sie ihm mehr,

oder auch nur gleichen Gewinn bringen könnte. Und wenn heute wirklich gute, wirklich belehrende Filme überhaupt in so reicher Menge zu haben wären wie der überreich angebotene glänzende Schund, dann würden sich schon heute auch Lichtspieltheater finden, deren Programm auch einen leidlich geschmackvollen, und vor allem verantwortungsbewußten Menschen den Besuch nahelegen könnte.

Der Kardinalpunkt der ganzen Frage ist die Filmbeschaffung, und da wieder nur läßt sich etwas erreichen, wenn ein genügend starker Druck auf die bestehenden Filmgesellschaften ausgeübt werden kann, der ihnen die Frage überhaupt erwägenswert erscheinen läßt.

Bis jetzt «geht» das Geschäft ja auch so. — Weshalb also etwas ändern, wenn der übergroße Teil des Publikums doch äußerst zufrieden mit dem Gebotenen ist? — Ohne eine große, über ganz Deutschland verbreitete Organisation wird sich niemals die Stimmstärke entwickeln, die kraftvoll genug ist, das Ohr dieser Finanzmagnaten aufhorchen zu lassen. Konkurrenzgesellschaften zu gründen, die «nur Gutes» bringen sollen, halte ich für völlig verfehlt. Die bestehenden Gesellschaften arbeiten mit einem eingespielten Riesenapparat und mit Riesenkapital. Sie allein werden

auch weiterhin diktieren, und ihr Joch ist der Menge süß. —

Wenn schon die Jugend, hier und an andern Orten, sich der Kinofrage annahm, so meine ich, wäre es gar nicht so übel, wenn auch von der Jugend die Bildung einer machtvollen deutschen Organisation zur Umwandlung des Kinos ausginge. — Hier wäre jedenfalls ein ausgiebigerer Erfolg zu erwarten, als er jemals von den doch recht daneben hauenden Demonstrationen in Lichtspieltheatern zu erhoffen ist. — An Unterstützung würde es wahrhaftig nicht fehlen. Ist erst ein Anfang gemacht, dann zweifle ich nicht mehr, daß in ein paar Jahren auch gute Filme in genügender Menge hergestellt werden, «der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb», was die Filmgesellschaften anlangt.

Mittlerweile haben hier in Görlitz zwei Männer, deren Beruf sie in nächsten Konnex mit der Jugend führt, sehr anerkennenswerte Versuche unternommen, die Kunst und die Heimatliebe ins Kino einzuführen. Als Bereicherung der Möglichkeiten, die ein Lichtspieltheater bieten kann, sind diese Versuche sehr begrüßenswert, wenn sie auch zur eigentlichen Lösung der Kinofrage, die eine Filmfrage ist, nur mittelbar beitragen. Die durch seine Bemühungen gebotene Gelegenheit, hier

schwer zugängliche Klingersche Radierungen im Lichtbild sehen zu können, sichert Hrn. Oberlehrer Schulze, neben den hochinteressanten Ausführungen seines Vortrages, stets gut besuchte Häuser, zumal er sich an Erwachsene wendet, unter denen hier immerhin eine ziemliche Anzahl Kunstinteressenten zu finden ist. Weniger Verständnis zeigt sich, wenigstens vorläufig, für die schönen Nachmittagsvorträge, in denen Hr. Zeichenlehrer Haupt der Jugend seinen reichen Schatz an eigenen Aufnahmen aus der Heimat darbietet, und ihr, gleichsam nebenbei, eine Fülle des Interessanten und Belehrenden aus der Heimatgeschichte, die er so genau kennt, übermittelt. Es wäre außerordentlich zu bedauern, wenn diese vom Geist echter Heimatliebe und freudigen Gebenwollens getragene Veranstaltung aus «Mangel an Interesse» aufgegeben werden müßte. Wenn Eltern sich selbst und ihren Kindern eine Stunde gediegenen Genusses bereiten wollen, so können sie nichts Besseres tun, als diese Vorträge des Hrn. Haupt zu besuchen.

Immerhin, so anziehend und belehrend die Vorträge beider Herren auch sind, so sehe ich in ihnen, obwohl zwar Hr. Haupt, der Jugend Rechnung tragend, auch das Kino mit humorvollen, einwandfreien oder auch belehrenden Filmnum-

mern heranzieht, nur eine Bereicherung des im Lichtspieltheater möglichen Programms, denn wie die Dinge heute liegen, hat das Stehbild im «Kino», wie schon der Name sagt, doch nur sekundäre Bedeutung. Man kommt in erster Linie, um bewegtes Leben auf der Leinwand zu sehen. Daß dieses bewegte Leben eminent bedeutend, belehrend, erheiternd, und in höchstem Grade interessant sein kann, ohne verderblich zu wirken, steht außer Frage. Aber die prächtigen Möglichkeiten des Filmbildes, das uns alle Wunder der Märchenwelt als Wirklichkeit schauen lassen, und die tiefste ursprüngliche Poesie vermitteln kann, werden niemals in einer andern, als der dem Berliner Nachtkaffeehaus angepaßten Weise ausgenützt werden, wenn sich nicht in ganz Deutschland eine achtunggebietende Anzahl von Männern und Frauen findet (die männliche und weibliche Jugend rechne ich hier in erster Linie dazu), die wenigstens unsern deutschen Filmgesellschaften einmal mit aller Deutlichkeit sagen, wie das deutsche Volk die an sich so wunderbare Erfindung des beweglichen Lichtbildes verwertet wissen will...



MAX KLINGER

ES sind jetzt etwa fünfzehn Jahre her, seit ich zum erstenmal die Hand des nun Verblichenen in der meinen halten durfte. Damals, in seiner Leipziger Villa, kam er mir, von dem er durch Freunde gehört hatte, zuerst recht feierlich entgegen, aber das legte sich bei späteren Begegnungen, als wir uns genügend kennengelernt hatten, ganz von selbst, so daß, wenn ich heute an Klinger denke, nur immer das Bild eines Mannes vor mir steht, mächtig und bedeutend schon in seiner äußeren Erscheinung, aber nur mit Hose und Filetnetzjacke bekleidet, und darüber dieser unglaublich kluge Kopf mit dem rotblonden Haarschopf und dem gleichgefärbten Knebelbart. Die Art, in der er einen so über die Brillengläser weg anschauen konnte, war ganz unbeschreiblich faszinierend, und ich glaube gerne, daß diesem Blick nicht jeder standzuhalten vermochte. Wie er mir zwischen den Modellen und Vorarbeiten im Atelier und abends beim Wein erzählte, war er auch von Natur aus sehr unzugänglich und konnte

eine gewisse «Schüchternheit», wie er es selbst nannte, nur sehr schwer überwinden.

So viel auch über seine Kunst geschrieben worden ist, — den Menschen Klinger fand ich bis jetzt noch niemals gehörig gewürdigt. Man konnte glauben, er lebe in unserer Zeit, und entdeckte dann plötzlich, daß man einen vornehmen Römer, vielleicht auch einen Griechen der hellenistischen Zeit vor sich hatte, — — man war versucht, ihn als einen Spätgeborenen, oder als eine Reinkarnation der Antike zu nehmen, und sah ebenso überraschend stark ausgeprägt einen Menschen vor sich, der gesättigt war mit allen Werten moderner Kultur... Musikalisch bis in die Fingerspitzen, belesen wie ein moderner Literatur- und Theaterkritiker, völlig vertraut mit dem Leben der großen Welt, und dabei so unendlich kindlich einfach in mancher Urteilsbildung, daß man sich hätte verwirren lassen können, wenn man auch nur einen Moment vergessen hätte, was alles dieser mächtige und doch so kompliziert gebildete Schädel barg. Man hat Klinger oft genug ein Übermaß an Intelligenz vorgeworfen, einer Intelligenz, die angeblich seiner Kunst im Wege stehen sollte, aber wer ihn jemals so kennen lernen durfte, wie es mir vergönnt war, der wird mir gerne bestätigen, daß in diesem modernen Pan

auch eine Gefühlstiefe wurzelte, wie sie, selbst unter den hervorragendsten Meistern der Kunst — sehr selten ist. Ich glaube, daß man wirklich bis zu den Gestalten der Antike, bis zu griechischen Vasenmalern, oder mindestens zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der italienischen Renaissance zurückgreifen muß, wenn man irgendwo in einem Menschen diese kraftstrotzende und doch so hochkultivierte Sinnlichkeit wiederfinden will, die eigentlich Klingers künstlerisches Fundament war. Ihm war das ganze Erdendasein Ausdruck göttlicher Sinnenfreude, und er glaubte an seine sinnlich-frohen «Heidengötter», wie Schwind an seine Gnomen und Elfen glaubte, mit der ganzen Inbrunst eines Herzens, dem es Selbstverständlichkeit ist, daß «die Sonne Homers» auch unserem Geschlechte scheint, wenn es — ihrer würdig ist, wie er es war. — — —

Die neuere Kunstentwicklung hat anscheinend Klinger überholt, aber niemand begrüßte das so, wie Klinger selbst. — Er wollte keine «Schule machen». Er wußte viel zu genau, daß er ein Einzigartiger war, dem keiner ohne Gefahr nachfolgen durfte. Nichts brachte ihn, nach eigenem Geständnis, mehr zur Verstimmung, als wenn er sah, daß irgendein junger Künstler auf seinen Fuß-Spuren zur Kunst zu gelangen suchte. Wie groß aber

war seine Freude, wenn er irgendwo einen fand, der neue Wege suchte. Nur seine übergroße Ängstlichkeit vor jeder Zeitungsnotiz konnte ihn dann davon abhalten, für einen Neuerer öffentlich einzutreten. Ich selbst hatte ihm seinerzeit Arbeiten gezeigt, zum Teil symbolischen und später rein farbensymbolischen* Inhaltes, die man heute wohl zum «Expressionismus» rechnen würde, und ich werde niemals vergessen, wie er mir mal bis zum Gartentor nachlief, um mir nochmals einzuschärfen, ich möchte mich doch ja durch Ablehnung nicht «decouragieren» lassen. Daß ich dennoch nur mit zwei Mappenwerken rein symbolistischen Inhalts damals in die Öffentlichkeit zu treten wagte und mit meinen farbensymbolischen Werken mich nicht bemerkbar machte, hat er mir, wie ich bei meinem letzten Besuch sah, beinahe als Charakterfehler angerechnet, obwohl ich ihm damals wenigstens die Photographien meiner griechischen Bilder zeigen konnte, die ihn, den begeisterten Freund Griechenlands und seiner antiken Überreste, gerade deshalb am meisten erfreuten, weil er auf keinem der Bilder Anklänge an die heutige Zeit entdeckte. —

*Die «farbensymbolischen Werke» bzw. «farbig-abstrakten Gebilde» wurden später von Bô Yin Râ als «geistliche Bilder» bezeichnet.

Immer und immer wieder aber kam er auf die früheren farbensymbolischen Arbeiten zurück und bedauerte, daß ich den Mut nicht fand, sie der Öffentlichkeit zu zeigen. Ich war mir jedoch nur viel zu klar darüber, daß eben nur Klinger, mit seinem unglaublich ausgebildeten Musikempfinden, dazu imstande war, das zu erfühlen, was ich da in Farben-Rhythmen für mich selbst auszusprechen unternommen hatte, aber ich bedauere tief, daß ich ihm die letzte Freude nicht mehr bereiten konnte, ihm zu sagen und zu zeigen, wie der Drang zu farbig-abstrakten Gebilden mich wieder erfaßte, und wie er schließlich, nachdem das Erlebnis «Griechenland» Gestalt gewonnen hatte, zu neuen Resultaten führte. — Immer wieder klagte er mir, daß man ihn nicht in Ruhe ließe, und wie Unzählige, meist seiner Ansicht nach völlig Unberufene, von ihm «ein Urteil» haben wollten, besonders Graphiker. Hier war es nun seine Schwäche, daß er es niemals fertig brachte, rücksichtslos seine Meinung zu sagen... Für jeden, mochte er auch noch so unbedeutend sein, hatte er ein liebenswürdiges Wort, auch wenn er nachher dort, wo er sich geben durfte, wie er war, kopfschüttelnd seine sarkastischen Bemerkungen machte über die «unglaubliche Borniertheit» der Kerle, die da «die schönen Kupferplatten zuschanden» arbeiteten. —

Über sein eigenes Werk, seine Radierungszyklen, seine Plastik und seine Malerei auch nur ein Wort zu verlieren, hieße «Eulen nach Athen tragen». (Obwohl ich in dem heutigen Athen recht wenig Eulenrufe hörte!) Er war ein durchaus Einziger und Unnachahmlicher, eine der ganz großen Persönlichkeiten, die man nur würdigen kann, wenn man das Glück hatte, ihnen persönlich nahekommen zu dürfen, die aber erst von der Nachwelt ihre feste und unverrückbare Stellung im Pantheon der Großen eines Volkes erhalten. —

Erschütternd wirkt sein Scheiden doppelt in diesen schicksalsschweren Tagen, und dennoch hatte ich niemals bei ihm das Gefühl, daß dieses starke Leben einst zu einem Patriarchenalter führen könne. Der ganze Mensch wirkte wie ein Fragment einer überweltlichen Architektur, und als ein solcher sollte er wohl auch seiner Nachwelt erkennbar werden. — — Was Rodin für Frankreich war, und dennoch zugleich für die ganze Welt, — das war Max Klinger für uns, und vielleicht — — auch für einen gar nicht so unbeträchtlichen Teil der außerdeutschen Welt. —

ABHANDLUNGEN



EDISON UND DER SPIRITISMUS

KÜRZLICH war in einer Zeitungsnotiz zu lesen, daß Edison sich mit der Konstruktion eines hochsensiblen Apparats befasse, der es den Seelen Abgeschiedener, falls sie die von überzeugungstreuen Spiritisten angenommene Sehnsucht verspürten, mit den auf Erden Zurückgebliebenen zu verkehren, sehr wesentlich erleichtern solle, sich bemerkbar zu machen.

Gleichzeitig hofft Edison, wie er angeblich einen amerikanischen Reporter wissen ließ, durch seinen Apparat endgültig festzustellen, ob der Zustand der Menschengeister nach dem Tode des Körpers überhaupt zu einer solchen Kommunikation fähig, oder ob alle mit Hilfe von Medien erhaltenen Botschaften nur eitle Flunkerei seien. Jedenfalls traut er, nach dem Bericht, den Medien nicht viel Gutes zu.

Es ist ebensowohl denkbar, daß diese Notiz als fette Ente über den Ozean geflogen kam, wie es

auch durchaus zu verstehen wäre, daß ein bedeutender Erfinder das Problem des Verkehrs mit den Jenseitigen auf seine Weise zu lösen versuchen würde. Eine andere Frage aber ist es, ob jemals durch Apparate die Existenz jenseitiger Intelligenzen (die trotz ihrer eigenen Behauptungen durchaus keine verstorbenen Menschen zu sein brauchen) überhaupt nachgewiesen werden kann.

An Apparaten, die den Jenseitigen die Arbeit erleichtern sollten, hat es bis jetzt durchaus nicht gefehlt, und es gibt sogar einen Apparat, der angeblich die Medien überflüssig macht (das Arnoldsche Skriptoskop) und mit den minimalen Kräften medialer Art rechnet, die in jedem Menschen schlummern. Aber alle diese Apparate brauchen dennoch die Mitwirkung der im sichtbaren Körper lebenden Menschen. Immer ist die Berührung des Apparates gebotene Bedingung, soll er überhaupt in Bewegung geraten. Ich nehme an, daß Edison, falls die Notiz auf Wahrheit beruht, an der Konstruktion eines Apparats arbeitet, der diese Fehlerquelle ausscheiden will, und ohne jegliche Berührung von seiten der Experimentatoren, lediglich durch Kraftanwendung, die von unsichtbaren Agenten ausgeht, deren Dasein erweisen soll.

Der Nachricht zufolge erwartet Edison eine «furchtbare Sensation», falls sein Apparat Erfolg haben sollte. — —

Nun mag ja gewiß zugegeben werden, daß es völligen Außenseitern vielleicht sehr imponieren würde, wenn sie unter dem neuen Apparat plötzlich in sauberer Schreibmaschinenschrift eine Mitteilung aus dem Jenseits vorfänden, ohne daß eine Möglichkeit der Mitwirkung sichtbarer Menschen dabei in Betracht kommen könnte. Neu wäre aber dabei allein die Form des Experiments, denn die Geschichte des Spiritismus kennt längst weit eindrucksvollere Geschehnisse, die sich nicht nur ohne Berührung irgendeines Apparats, sondern völlig ohne besonderen Apparat ereigneten und mehr als hinlänglich beglaubigt sind. Immer aber ist die Nähe eines seiner medianimen Begabung bewußten oder nicht bewußten «Mediums», also eines Menschen von abnormer psycho-physischer Beschaffenheit, Vorausbedingung solcher Geschehnisse. Was dagegen bei der Beschäftigung mit Apparaten, die angeblich keines Mediums bedürfen, herauskommt, ist so wenig überzeugend, läßt sich so leicht auf unbewußte Bewegung kleinster Muskeln der den Apparat Bedienenden zurückführen, daß nur völlige Kritiklosigkeit hier den Beweis für ein jenseitiges Eingrei-

fen erblicken kann, selbst wenn der Inhalt der auf solche Weise erhaltenen Mitteilungen scheinbar zwingend auf jenseitige Urheber schließen lassen mag.

Wird nun Edisons Apparat die Mitwirkung eines menschlichen Mediums tatsächlich völlig entbehrlich machen? Wird man, von einem Ausflug zurückkehrend, plötzlich vor der Tatsache stehen, daß im sicher verschlossenen Zimmer, in dem der Apparat stand, eine «Mitteilung aus dem Jenseits» zustande kam? — Ich glaube kaum, und mein Zweifel gründet sich dabei denn doch auf einigermaßen erprobte Untersuchung der in Betracht kommenden Faktoren.

Aber nehmen wir ruhig einmal an, es gelänge Edison, das «Medium» völlig zu eliminieren und auf diese Weise völlig einwandfreie Botschaften aus dem Unsichtbaren zu erhalten. Was wäre dabei gewonnen? — —

Erhalten nicht unsere Telefunkenstationen tagtäglich unzählige solcher Botschaften? Allerdings kennt man da den Absender und weiß, daß es ein in der Sichtbarkeit lebender Mensch ist. Bei dem Edisonschen Apparat würde man nun bestenfalls vielleicht Botschaften erhalten, wie sie der Spiritismus allerdings längst schon kennt, Botschaften,

deren Urheber sich als der Geist Goethes, Napoleons, als «Erzengel Gabriel» oder gar als «Gottvater» ausgeben würde. Man wäre nach wie vor auf die Glaubwürdigkeit der sich manifestierenden Intelligenz angewiesen, und daß es mit dieser Glaubwürdigkeit dann doch eine recht eigenartige Bewandnis hat, das werden selbst unter den Spiritisten nur jene nicht zugeben wollen, die in der Offenbarung ihrer «Geister» ein unantastbares Evangelium sehen. Wir würden also nur zum tausendstenmal die längst erwiesene Tatsache feststellen können, die auch der Physiker Crookes nach unzähligen Experimenten (zum Teil ausgeführt unter Zuhilfenahme der empfindlichsten elektrischen Kontrollapparate) feststellte, daß es unzweifelhaft unsichtbare Intelligenzen gibt, die sich physikalisch manifestieren können, daß sie sich selbst alle möglichen Namen beilegen, daß aber jeder zwingende Beweis fehlt, der sie als überlebende geistige Individualitäten «gestorbener» Erdenmenschen dartun würde. — Es ist und bleibt reine Glaubenssache, ob man sie als solche ansehen mag oder nicht. — —

Wie aber wäre es, wenn man die Hypothese, daß man es, ihren eigenen Angaben nach, hier mit «Geistern Verstorbener» zu tun habe, einmal gänzlich fallen lassen wollte, besonders, da die post-

hunen Äußerungen dieser vermeintlichen Geister doch in den weitaus meisten Fällen sehr merkwürdige Kontraste mit ihrer Geistigkeit bilden, die sie im Körper der Erde dokumentierten und die nur durch einen schreckenerregenden Rückschritt zu erklären wären? — (Selbst «Gottvater» und der «Erzengel Gabriel» bringen es über triviale Salbadereien nicht hinaus!)

Wie wäre es, wenn wir es hier mit einer Wesensreihe zu tun hätten, die zwar unseren Sinnen nicht faßbar ist, aber dennoch einen Bestandteil dieser physischen Welt bildet? — Haben wir wirklich schon alles entdeckt, was auf dieser Erde an Irdischem und dennoch Unsichtbarem zu entdecken ist? — Ich spreche diese Frage gewiß nicht leichtfertig aus und glaube meine Gründe zu haben, sie aufzuwerfen.

Die Frage, ob es überhaupt absolut einwandfreie Manifestationen «spiritistischer» Art gibt, bejahe ich auf Grund unanfechtbarer eigener Erfahrung durchaus, und diese Frage kann auch heute nur noch von Menschen gestellt werden, denen entweder das ganze in Rede stehende Gebiet durchaus fremd ist, oder von solchen, die niemals Gelegenheit fanden, jeder nur möglichen Kontrolle zugängliche, keinerlei Täuschungsmöglichkeit mehr unterworfenen Manifestationen aus unsicht-

barer Quelle zu erleben. Auch denen könnten die Erfahrungen von Männern wie Crookes, Lombroso, Schiaparelli, Zöllner, Richet, Rochas, Baraduc und von vielen anderen doch zu denken geben... Mit Schopenhauer möchte ich sagen: «Wer diese Tatsache leugnet, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.» —

Ich will auch durchaus nicht in Abrede stellen, daß diese Manifestationen sehr oft den Glauben nahelegen können, man habe es mit Äußerungen Abgeschiedener zu tun, ja daß es selbst möglich sein könne, daß gelegentlich eine menschliche Entelechie, sei sie nun noch an irdische Körperlichkeit gebunden oder nicht, als «spiritus rector» sich solcher Manifestationen bediene. Trotz alledem aber glaube ich allen Grund zu haben, die eigentlichen Urheber aller spiritistischen Manifestationen, also aller Vorkommnisse, zu deren Erklärung die animistische Erklärungsweise nicht ausreicht (die also nicht durch eigene Seelenkräfte erklärbar sind), als Wesen einer uns unbekannt, in der physischen Welt lebenden, unsichtbaren Wesensreihe ansprechen zu dürfen, und meine, allerdings aus gewissen Gründen nur mir persönlich zugänglichen Beweise würden auch selbst durch die stauenerregendsten Erfolge des Edisonschen Apparates nicht im mindesten zu erschüttern sein.

Der Beweis vom Fortleben des Menschengestes nach dem Tode ist hier nie und nimmer zu finden trotz der enormen Ausbreitung der spiritistischen Glaubenssätze, trotz der über 30000 Bände umfassenden spiritistischen Literatur. Wer diesen Beweis nicht in einer für ihn selbst zwingenden Art in sich selbst zu finden vermag, der wird ihn in der Welt der äußeren Sinne vergeblich suchen und im besten Falle nur der Täuschungslust tief unter ihm stehender Wesen erliegen, die ihn nur gläubig finden, weil er nicht imstande ist, sie zu sehen. — Was er gelegentlich, bei den doch immerhin relativ seltenen echten «Materialisationen» angeblich Gestorbener zu sehen bekommt, sind, trotz aller Ähnlichkeit niemals jene Gestorbenen, sondern gleichsam galvanisierte astrale Larven, wie sie jede irdische Erscheinung in der Aura dieses Weltkörpers zurückläßt, erborgte Masken, deren sich jene, mir mehr als wünschenswert bekannten unsichtbaren Wesen bedienen, um ihre Rufer erfolgreich zu äffen. — («Materialisationsphänomene», wie sie Schrenk-Notzing zu untersuchen Gelegenheit fand, tragen ihren Namen zu Unrecht und sind durchaus auf animistischer Basis, als abnorme psycho-physische Erscheinungen, aber niemals als echte Materialisationen, wie sie z.B. Crookes erlebte, anzusprechen.) Es wäre sehr zu bedauern, wenn etwa durch Edisons Erfindung

eine neue Verwirrung der Geister — aber der in Gehirnen tätigen — Platz greifen würde; denn die Enttäuschung wäre zum Schlusse unvermeidbar, und für viele würde sie nur ein Zurücksinken in flachste materialistische Denkungsart, ein Verfallen in trostlosen Zynismus bedeuten. Wen Natur nicht selbst dazu befähigt hat, dem sinnlich Unerforschlichen auf übersinnliche Art zu nahen, der bleibe ferne einer Region, die zu seinem eigenen Besten vor seinen Augen verborgen bleibt, und er «begehre nimmer zu schauen», was die Götter «gnädig verhüllten mit Nacht und Grauen!» — —



DIE «MEISTER» DER «WEISSEN LOGE»

FRAU Helena Petrowna Blavatski gründete im Jahre 1875 zu New York die «Theosophical Society». Die Beziehung auf das Wort «Theosophie» erschien in diesem Titel, nachdem eine vorangegangene Gründung, der «Miracle Club», nicht den erhofften Anklang gefunden hatte, und stammt von dem, später durch seinen «buddhistischen Katechismus» bekannt gewordenen Amerikaner Olcott, der auch der erste Präsident der Gesellschaft wurde.

Seit ihrem zwölften Jahre hatte sich Frau Blavatski, geb. von Hahn-Hahn, als spiritistisches Medium betätigt. Im Jahre 1871 noch gründete sie in Kairo die «Société spirite», und noch kurz vor der Umwandlung des «Miracle Club» in eine «Theosophische» Gesellschaft, wußte sie durchaus nichts von indischen oder tibetanischen «Mahâtmas», sondern kannte nur ihren «Kontrollgeist» John King. —

Eine Änderung trat erst ein, als sie mit einem Privatgelehrten Felt in Verbindung kam, der auf

seine Weise das Studium antiker Kulte betrieb und eine reichhaltige Bibliothek seltener okkultistischer Werke besaß.

Hier lernte Frau Blavatski plötzlich so manches kennen, das bis dahin nicht in ihren Gesichtskreis getreten war, und ihr Ehrgeiz, ihre ausgeprägte Eitelkeit, fanden sich sehr wenig schmeichelhaft berührt durch die Auffassung Felts in bezug auf den Spiritismus.

Die Folge davon war, daß durch eine energisch erzwungene Transfiguration aus ihrem «Kontrollgeist» John King ein «Mahâtma», ein im fernen Tibet verborgen lebender «Wissender» und Beherrscher der okkulten Kräfte der Natur, — ihr erster «Meister der Weisheit» wurde. — —

Alle okkulten, spiritistischen Phänomene, die sie seit früher Jugend begleitet hatten, wurden von ihr nun diesem «Meister» zugeschrieben.

Aus den Aufschlüssen, die ihr bei Felt und in dessen Bibliothek seltener okkultistischer und mystischer Schriften geworden waren, hatte sie bereits die Überzeugung geschöpft, daß es irgendwie und irgendwo auf der Welt eine verborgene, keinem, außer ihren Angehörigen und deren erwählten Nachfolgern, zugängliche geistige Gemeinschaft geben müsse, und selbstverständ-

lich war nun ihr «Meister», alias John King, ein Zugehöriger dieser geistigen Gemeinschaft. —

Einmal nach dieser Richtung hin auf der Suche, gelang es ihr auch, auf Grund ihrer abnorm starken medialen Veranlagung, sowie im somnambulen Zustand, zwingende Beweise von dem Dasein einer solchen geistigen Gemeinschaft zu erhalten, manches sorglichst Geheimgehaltene, das von dieser Gemeinschaft ausging, gleichsam mitanzuhören, wie etwa ein unberufener Dritter das Gespräch zweier Telephonteilnehmer «abhören» kann. —

Nun kam die Zeit, in der sie jedem mehr oder weniger bedenklichen Einfluß okkultur Art hemmungslos unterlag, wie ich das an anderer Stelle bereits beschrieben habe.

Jeder solcher Einfluß wurde von ihr einem Angehörigen jener geistigen Gemeinschaft zugeschrieben, die sie in ihrer Wundersucht so völlig verkannte und zu der sie niemals in Beziehung treten konnte, da ihr dazu alle Vorbedingungen völlig fehlten. — Es entstand bald der zweite «Meister», dann wurden ihrer noch mehrere aktiv, und hiermit war die «Weiße Loge» — ein Wort aus dem Sprachschatz Felts — nach Frau Blavatskis Meinung, hinter der ihre glühendsten Wünsche stan-

den, zu ihr in handgreifliche Beziehung getreten. — Sie wurde die «Dienerin der Meister» — und ahnte wohl bis zu ihrem Tode nicht, daß ihre ungestümen Wünsche sie erst zum Selbstbetrug verleitet hatten, um sie dann zu einer willigen Sklavin bedenklicher okkultischer Praktiker zu machen. —

Sie ahnte wohl nicht, daß sie auch in den relativ harmlosesten Fällen nur das Opfer mystisch gerichteter Schwärmer war. — —

Bis zu ihrem Tode spiritistisches Medium, von seltenen und abnorm starken Phänomenen begleitet, glaubte sie sich hoch erhaben über jeden Zusammenhang mit spiritistischen Manifestationen und sprach sich späterhin stets in der abfälligsten Weise über den «Spiritismus» aus, immer in der nach und nach bei ihr stets fester wurzelnden Meinung, ihr «Kontrollgeist» John King sei von ihr nur früher verkannt worden, und sie stehe also schon von Kindheit an unter der Leitung der «Meister». —

Diese außerordentlich merkwürdige und hochbegabte Frau diente aber dennoch indirekt der Gemeinschaft des Geistes, mit der sie sich seit dem Jahre 1875 in Verbindung glaubte...

Durch ihr eigenes impulsives Werben, und durch das Tam-Tam ihrer Anhänger wurde die

Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt, und eine dunkle Kunde aus ferner Vorzeit, nur da und dort in orakelhaften Andeutungen noch erhalten, erhielt wieder Sinn und Leben.

Man erwog zum wenigsten wieder die Möglichkeit, daß eine verborgene geistige Gemeinschaft auf dieser Erde bestehen könne, wenn auch kritikfähigeren Köpfen jene spiritistischen Phänomene, durch die das Dasein einer solchen Gemeinschaft «bewiesen» werden sollte, jene allzu albernen okkulten Kunststücke: — herbeigezauberte Tassen und Broschen, Briefe, die in vernähte Kissen hineineskamotiert wurden, verzauberte und an anderen Stellen wieder zum Vorschein gebrachte Zigaretten, auf mysteriöse Weise erhaltene Antworten auf Briefe an die «Mahâtmas», bei denen die Antwort im uneröffneten Kuvert des Briefes zu finden war, und ähnliches mehr — — recht wenig mit der doch immerhin anzunehmenden Selbstachtung einer solchen hohen geistigen Gemeinschaft in Einklang zu stehen schienen. — —

In den mächtigen Folianten, die von Frau Blavatski medianim niedergeschrieben wurden, fand sich, neben einem Wust absurder Annahmen, doch auch manches, das sich mehr oder weniger unter oder auch über der «Schwelle ihres Bewußt-

seins», aus der Feltschen Bibliothek hierher gerettet hatte und immerhin zu denken gab.

Eine gigantische, aber mehr noch gigantisch-phantastische Kosmogonie bewirkte, neben der Verwirrung, die sie in glaubensfreudigen Gehirnen anrichtete, immerhin eine ins kosmische verbreiterte Ausdehnung des Gesichtskreises bei gar vielen, die vorher nicht die Anregung gefunden hatten, über einen allzuengen dogmenumhegten Umkreis hinauszublicken.

Gewisse alte Weisheitslehren standen wieder auf, allerdings umgeben von Gespenstern aus den Gräbern modernden Aberglaubens aller Art, und behängt mit den seltsamsten Draperien aus zusammengeflickten Fetzen der ausgetragenen Priestergewänder aller Zeiten und Völker.

Trotz allem Tiefbeklagenswerten, das aus dem ungestümen Wirken dieser rastlos tätigen Frau resultierte, entstand auf solche Weise doch auch ein erneutes Interesse in einer nahezu den Denkschablonen des Materialismus verfallenen Welt, das die Geister wieder dazu bewog, sich auf ihren Ursprung zu besinnen.

Es wurden Vorbedingungen geschaffen, die zu einem Verstehen der übersinnlichen Dinge hinleiten können, auch wenn das, was gegeben ward, so

wie es vorliegt, eher geeignet erscheint, von ihnen abzuleiten. —

So mannigfach auch die Irrtümer sein mögen, die gutgläubig, auf die mysteriöse Autorität der Frau Blavatski hin, in der Welt verbreitet wurden, so übergab sie doch auch der heutigen Zeit eine Fülle okkultur Begriffe, die schwerlich ohne das Wirken dieser Frau gangbare Münze geworden wären.

Ich neige auch sehr zu der Ansicht, daß ein Mensch, der bereits geschult wurde durch die Lehren, denen er in der «Theosophischen Gesellschaft» wie überhaupt im Bannkreis der «theosophischen» Geistesrichtung begegnen kann, — vorausgesetzt, daß er sein gesundes Urteil nicht durch den massenweise mit unterlaufenden Aberglauben umnebeln ließ — — gar manches voraus hat, wenn er den Weg zum Geiste beschreiten will, — gegenüber jenen, die niemals von übersinnlichen Dingen hörten, und denen alle Begriffe fehlen, um sich Übersinnliches auch nur verstandesmäßig faßbar zu machen.

Wenn die von Frau Blavatski ins Leben gerufene Gesellschaft wirklich «Theosophia», Gottesweisheit, vermitteln will, wenn sie mehr als bisher zu einem segenbringenden Faktor innerhalb der menschli-

chen Geistesentfaltung werden soll, dann dürften ihre Führer gut daran tun, völlig von der Entstehungsgeschichte der Gesellschaft abzusehen, — die monströsen Folianten der Frau Blavatski als «Kuriosa» zu betrachten und nicht mehr als die «Bibel» der alleinseligmachenden Theosophie, — alle allzu phantastischen Auswüchse der Glaubensmeinungen ihrer Mitglieder zu beschneiden, — und, als reinlich denkende Lichtsucher, einem Ziele erst vorurteilsfrei zuzustreben, das die impulsive Gründerin der «Theosophischen Gesellschaft» bereits erreicht glaubte. — — Noch ist es dazu nicht zu spät.

Es würde aber eines Tages, und zwar in recht wohl absehbarer Zeit, «zu spät» sein, trotz der hochtrabenden Redensarten nicht allzuseltener Skribenten aus den Reihen der Gesellschaft, und das voraussehbare Ende würde bedauerlich genug sein für alle ernsthaft und ehrlich Suchenden, die innerhalb der theosophischen Geistesrichtung die letzten Antworten auf die Fragen ihrer Seele zu finden hofften. —

Bramarbasierende, hochtönende Redensarten täuschen nur über die Gefahr hinweg. — —

Ebensowenig hilft das Allheilmittel eines kritiklosen Eklektizismus, eine geisteslahme «Tol-

ranz», die jede leidlich erträgliche, aber auch jede noch so absurde Eigenbrötelei sonderbarer Heiliger nicht nur gelten läßt, sondern in ihrer inneren, schlecht verhüllten Unsicherheit, um keinen Preis zu kritisieren wagt, weil die Furcht im Hintergrunde steht, just dort, wo es am tollsten getrieben wird, oder wo gar irgend ein Orientale in das Getriebe eingreift, müsse wohl doch «etwas Wahres» zu finden sein, und man könne sich durch Kritik eine Blöße geben. —

Das alles muß nicht notwendigerweise so bleiben.

Vor allem aber ist eine rigoros-peinliche Sondernung des Weizens vom Unkraut vonnöten, hinsichtlich der landläufigen Lehrmeinungen innerhalb der «Theosophischen Gesellschaft» und ihrer Tochtergesellschaften.

Es ist nicht nötig, daß uralte, tiefe Weisheit, daß ewig gültige kosmische Wahrheiten in «theosophischer» Darbietung als verzerrete, — oft bis zur Karikatur verzerrete — Bilder erscheinen! — —

Eine «Textkritik» theosophischer Lehren, ausgeübt von Berufenen, ebenso ferne von verantwortungsloser Zerstörungssucht, wie von ängstlicher Furcht, durch Streichung liebgewordener, alter Meinungen Mitglieder zu verlieren, würde

gar bald das wahrhaft Echte finden, und es aus dem Wust des Unechten, des Abstrusen, und der mancherlei sonstigen Anhängsel zu retten wissen. —

Es ist mir nicht unbekannt, daß man schon des öfteren innerhalb der «Theosophischen Gesellschaft» Stimmen vernehmen konnte, die eine völlige Preisgabe der Lehre von den «Meistern», den «älteren Brüdern der Menschheit», forderten.

Sofern man damit die angeblichen «Meister»: Koot Hoomi, Morya und andere, kurzum, die «Meister», die «Mahâtmas» der Frau Blavatski meint, die Personen, deren rationalistisch dürrer und großsprecherischer Briefe u.a. in A.P. Sinnetts «Okkultur Welt» zu finden sind, — dann hat man wahrlich allen Grund, sich endlich loszusagen. — —

Man würde aber einen sehr verhängnisvollen Fehlschritt tun, wollte man zu gleicher Zeit das wenige in Bausch und Bogen mit verloren geben, was man immerhin durch Frau Blavatski, wenn auch also aus einer arg getrübbten Quelle, über das Bestehen einer rein geistlichen Gemeinschaft innerhalb des Menschentums auf dieser Erde erfahren hat...

Zwar steht diese Gemeinschaft des reinen Geistes auf diesem Planeten nicht am Ausgangspunkt der «Theosophischen Gesellschaft», aber — sie und ihre geistige Führung zu erreichen, muß das Ziel eines jeden, wahrhaft im Sinne des Wortes «theosophisch» Strebenden sein, will er wirklich den Weg zum Geiste, den Weg zum Urlicht finden, den einzigen Weg, den das geistige Urlicht dem Menschen dieser Erde selbst bereitet hat. — — —

Jeder Wanderer, der sich etwa berufen glauben sollte, einen Weg zu finden, der an diesem einzigen Wege vorbei führt, ihn umgehen will, und dennoch das Leben im reinen Geiste, im Urlicht, zu erreichen hofft, wird ein Opfer seines Wähnens, gerät unvermeidlich auf Irrwege und wird niemals wahrhaft in des Geistes lebenspendendes Licht gelangen. —

Es ist gewiß nicht nötig, von jener geistigen Gemeinschaft zu wissen, die das Urlicht selbst sich auf Erden zum «Wege» bereitet hat, aber wer einmal von ihr weiß, oder annimmt, daß sie bestehe, und dann eine Willensrichtung einschlägt, die ihm die Hilfe vermeiden läßt, die ihm werden könnte, der darf sich nicht wundern, wenn er in all seiner trügerischen Selbstsicherheit niemals finden wird, was er sucht, mag er auch die scheinbar besten

Gründe für sein törichtes Tun in Anschlag bringen. —

Es wäre gewiß ein seltsamer Glaube, wollte etwa ein Mensch, der von jener Gemeinschaft des Geistes hörte, in aller Einfalt annehmen, diese «Weiße Loge» sei eine Korporation mit menschlicher Satzung, benannt mit irgend einem Namen, — und ihre Glieder führten den Titel «Meister». —

Meister nennt man auf dieser Erde einen jeden, der in irgend einem Können Vollendung erreichte. Das Wort schließt nach altem Handwerksbrauch in sich, daß der also Bezeichnete die Prüfung seiner Kräfte bestanden hat, und in solchem Sinne mag es auch berechtigt erscheinen, die Glieder jener geistigen Gemeinschaft «Meister» zu nennen, obwohl sich keines ihrer Glieder selbst so nennen wird.

Aber zu gleicher Zeit drückt das Wort «Meister» eine Art Anerkennung persönlicher Verdienste aus, und von diesem Gesichtspunkt her betrachtet, ist es geboten, stets dessen eingedenk zu sein, daß dieses Wort nur als Notbehelf erscheint, denn jeder, den man so in Kürze als «Meister» bezeichnen mag, ist das, was er ist, ohne eigenes Verdienst. —

Man kann nicht ein Glied der Gemeinschaft im Geiste auf dieser Erde werden, indem man gewisse Stufen ersteigt, um schließlich zur «Meisterschaft» zu gelangen.

Der «Meister», sofern mit diesem Worte einer dieser Gemeinschaft, einer der «Leuchtenden des Urlichts», bezeichnet werden soll, wird als solcher geboren, und alle okkulte Schulung, die er unter der Leitung Vollendeter zu durchleben hat, alle Prüfung seiner Kräfte, dient lediglich nur dazu, ihn fähig zu machen, sein eingeborenes Erbe gebrauchen zu lernen. —

Er hat niemals erstrebt, zu werden, was man mit dem Worte «Meister» bezeichnet, wenn man damit ein Glied der Gemeinschaft des Geistes benennen will.

Als er bewußt zur Fähigkeit gereift war, das, was der Geist von ihm verlangte, tun zu können, gab es für ihn keine Wahl. — Er mußte die Bürde übernehmen, die ihm zu tragen gegeben war. — — —

Man möge nicht zu sehr an Worten kleben bleiben und nicht willkürlich gewählten Benennungen einen ungebührlich großen Wert verleihen!

Es kommt auf eine Erfassung der realen Gegebenheit an und nicht auf die Namen, mit denen die

Sprache, mehr oder minder dürftig, das Gegebene benennt. —

Man mag immerhin die eingebürgerten Worte gebrauchen und von einer «Weißen Loge» und ihren Meistern reden, wie ich ja auch in meine Schriften unbedenklich diese Worte übernommen habe, aber man sei dabei stets bewußt, daß es sich hier nur um frei gewählte Benennungen handelt, und daß die hohe Gemeinschaft und Alleinheit im Geiste, die sich hier auf dieser Erde in wenigen Menschen eines jeden Zeitalters darstellt, keinerlei Namen und keinerlei Titel gebraucht, um ihrer Lenkung gemäß die Brücke zu bilden, über die für den Menschen dieser Erde der Weg zu den ewigen Hierarchien des Geistes und durch sie hindurch, zum wesenhaften Urlicht führt. — — —



DIE GRUNDLAGEN WAHRER THEOSOPHIE

WENN ich hier von neuem wieder zu den Lesern dieser von mir stets hochgeschätzten, vornehmen theosophischen Zeitschrift spreche, so geschieht dies auf den Wunsch sehr vieler dieser Leser hin, den mir der verdienstvolle Herausgeber zu übermitteln die Güte hatte.

Ich komme heute gerne diesem Wunsche nach, schon um gewisse Legendenbildungen aus der Welt zu schaffen, die in mehr oder weniger gehässiger Weise einen Gegensatz zwischen mir und dem Herausgeber der «Theosophie» zu konstruieren unternahmen, besonders da meine letzten Veröffentlichungen ausschließlich in den «Magischen Blättern» erschienen.

Wie falsch diese Annahme einer Gegnerschaft ist, dürfte schon daraus erhellen, daß das «Theosophische Verlagshaus»* die alleinige Auslieferungsstelle der «Magischen Blätter» ist, und daß die Herausgeber beider Zeitschriften, Herr Dr. Hugo Vollrath und Herr Dr. Richard Hummel, im denkbar

*Anmerkung: dieser Verlag druckte 1916 'WORTE DER MEISTER' – eine Textzusammenstellung von Bô Yin Râ speziell für diesen Leserkreis (nicht i.d. Nachlese 2 enthalten).

besten, freundlichen Einvernehmen stehen, ein jeder auf seine Weise durchdrungen von den hohen geistigen Zielen, denen er in mühevoller Geistesarbeit dient. —

Nach anderer Seite hin glaube ich aber auch jetzt deutlich genug ausgesprochen zu haben, daß ich zwar keineswegs von der «Theosophischen Gesellschaft» herkomme, daß ich gegen manche unter ihren Mitgliedern verbreitete Lehre sehr begründete Einwände erheben muß, daß ich aber gewiß nicht hier als feindlicher Eindringling zu betrachten bin, sondern warmen Herzens das meinige dazu beitragen möchte, damit jedes einzelne Mitglied dieser Gesellschaft das hohe Ziel erreiche, das es letzten Endes doch durch den Anschluß an die «Theosophische Gesellschaft» zu erreichen hofft.

So möchte ich denn als freundschaftlicher Berater vor den Leserkreis dieser weitverbreiteten Zeitschrift treten, nicht um Meinungsverschiedenheiten und Dispute zu veranlassen, sondern um die großgedachten Einigungsbestrebungen des Herausgebers auch meinerseits zu stützen, um aus den Möglichkeiten meiner geistigen Einschau her, auf jene Dinge hinzuweisen, die mir für ein gedeihliches und fruchtbringendes Leben der «Theosophischen Gesellschaft» wichtig erscheinen.

Ich habe hier lediglich die «Theosophische Gesellschaft» im Auge, wie sie heute besteht, als eine Tempelvereinigung großen Stiles, eine Sammelstätte zum Geiste strebender Menschen unserer Tage, ganz so, wie sie vom «Theosophischen Hauptquartier» in Leipzig, dem Ausgangspunkt dieser Zeitschrift, aufgefaßt und vertreten wird.

Aller Personenkultus scheidet bei den Aufgaben dieser, wie ich annehmen darf in bester Reorganisation begriffenen Gesellschaft ebenso aus, wie jede enge Dogmenbindung, und ihr Streben ist einzig darauf gerichtet, jedem ihrer Mitglieder alle Wege zu zeigen, die der Seele als Wege zum Geiste erschienen und noch erscheinen, und wenn ich die Leitung dieser Zeitschrift richtig verstehe, dann erwartet sie von ihren Lesern ausreichende Fähigkeit zu eigener Urteilsbildung und schließt jede Bevormundung ihrer Leser grundsätzlich aus.

Wer wollte bezweifeln, daß auf diese Weise unendlich viel Gutes gewirkt werden kann?!

Nur auf solche Art ist es nach meinem Dafürhalten möglich, allmählich die mir innerhalb der «Theosophischen Gesellschaft» als bedenklich erscheinenden Lehren prüfend in ihrer Unwesen-

haftigkeit zu erkennen und ohne Schaden abzustößen.

Nur auf solche Art wird die verjüngte «Theosophische Gesellschaft» die ewigen Grundlagen einer wahren Theo-Sophia in ihrem Tempelkreise wieder finden, einer «Theosophie» im tiefsten Sinne des Wortes, wie sie seit den Tagen des Lao Tse und des Apostels Paulus bestand, bis hinauf zu Eckehard, Tauler und Jakob Böhme, wie sie in der alten mystischen Maurerei gepflegt wurde, und wie sie in Indien zu finden war von Patânjali bis zu Râmakrishna. —

Tiefste, wenn auch geheimgehaltene Erkenntnis aller echten «Theosophen» aller Zeiten war stets vertraut mit diesen Grundlagen, und deren wesentlichste ist das hohe «Wissen» um die einzige Art und Weise, in der sich die Gottheit den aus ihr gezeugten Geisteswesenheiten offenbaren kann. — —

Zwecklos würde die Seele suchen, wollte sie je in unermeßlichen Räumen, wollte sie je in höchsten geistigen Sphären ihrem Gotte begegnen. — —

Sinnlos wären die erhabenen Lehren hoher Menschheitslehrer, würden die Bilder Gottes, die sie gestalten, nur einem «Gotte» gelten, der da als

«höchstes Wesen» über anderen Geisteswesenheiten thront. — —

So wie man an keiner Stelle der Erde der reinen Elektrizität begegnen kann, und doch alles auf dieser Erde durchströmt wird von dieser Kraft, so auch ist es in allen Geistes-Sphären ewig unmöglich, Gott zu begegnen, obwohl alles, was da lebt, nur im Dasein ist, als Ausdruck von Gottes ewig zeugender Darstellungs-Gewalt. —

Wie aber Elektrizität gewisse Apparate braucht, um durch diese Apparate sichtbar und erkennbar zu werden, so auch ist Gott in Zeit und Ewigkeit nur in jenen Geisteswesenheiten sichtbar und erkennbar, die mit der Kraft Gottes völlig vereint, zum lautersten Ausdruck von Gottes Wesen wurden. —

Wer zur Theo-Sophia, zum «Wissen» um Gott gelangen will, der muß vor allem diese Grundtatsache begriffen haben. — —

Aus ihr aber ergibt sich folgerichtig das Wissen um die Notwendigkeit solcher Menschengeister auf dieser Erde, in denen die Gottheit sich selbst lebendigen Ausdruck schuf, damit sie allen Menscheng Geistern erkennbar werde, auf daß alle jene Vereinigung erstreben, durch die der Menscheng Geist aus Gott verherrlicht wird...

Nichts anderes als diese völlig der Gottheit geeinten Menschengeister dieser Erde sind aber die eigentlichen «Meister» der «Weißen Loge», von denen leider ein Zerrbild existiert, das ihr wahres, kosmisch bedingtes Wesen gröblich verfälscht. — — —

Wie jeder Menscheng Geist, der je auf der Erde erschien oder noch erscheinen wird, so sind auch sie vor Äonen, als diese Erde noch nicht einmal «Weltenstaub» war, dem «Falle» der Geister, gleich allen anderen erlegen. Gleich allen andern erwarteten sie ihre Zeit, um sich mit dem Menschentiere der Erde zu irdischem Leben zu verbinden, mit der Aufgabe, dieses Menschentieres höhere Kräfte zu erlösen, und durch diese Erlösertat selbst Erlösung zu finden...

Doch, höhere Geisteswesenheiten wußten aus geistigem, gottgeeinten «Wissen», daß keiner der diesem Erdentiere Verbundenen jemals zur Erlösung kommen könne ohne ihre Hilfe, und geistiges «Wissen» läßt keine Wahl, wird Verpflichtung, verlangt gesetzliche Tat, sobald eine Möglichkeit zur Hilfe gegeben ist. —

So suchten sich jene höheren Geisteswesenheiten aus der Fülle harrender Geister, die sich auf Erden dem Menschentiere verbinden mußten,

jene aus, die sich aus freiem Willen bereit finden ließen, das Hilfswerk dieser höheren Geisteswesenheiten zu fördern, da diese selbst, ihrer Artung nach, mit dem im Tiere gebundenen Menschengeste keine direkte Berührung schaffen konnten. —

Die Bereitschaft, diesen höheren Geisteswesenheiten als Vermittlungswerkzeug zu dienen, schloß die Bereitschaft in sich, eine Jahrtausende dauernde geistige Vorbereitung durchzuleben und so erst Jahrtausende später zur Inkarnation zu gelangen. — — —

Darum läßt sich mit Fug und Recht von den wirklichen «Meistern» der «Weißen Loge» als von den älteren Brüdern der heute lebenden Menschheit reden. — — —

Es ist aber ebenso irrig, sie für eine Art übermenschlicher Wesen zu halten, wie es irrig ist, sie mit Fakiren und Dschungelheiligen zu verwechseln. —

Sie betreiben auch keinerlei Mantik und entsagen allen okkulten Künsten. —

Sie wissen auf weitaus bedeutendere Art in der Menschheit zum Guten zu wirken, ohne jemals als Urheber dieses Wirkens offenbar zu werden. —

Ihr Wirken ist lediglich geistiger Art, und Irdisches wird von ihnen nur bewegt, von jenen göttlich-geistigen Welten her, in denen ihr Wirken aus Gott allein erfolgt. — — —

Eine Theo-Sophia außerhalb der Einflußwirkungen dieser gottgeeeinten Menschengeister, die hier im Erdenkörper die Last des Erdenlebens tragen wie jeder andere Menscheng Geist, ist ein Un- ding! —

Absurd und jeder Logik bar ist jedes «theosophische» Streben, das jene Wenigen auf dieser Erde zu umgehen sucht, die allein ihm helfen können.

Kindlich ist aber hinwieder auch die Annahme, man könne jemals zu einem «Meister» der «Weißen Loge» werden. —

Man kann wohl die gleiche, göttlich-geistige Einigung erlangen, aber niemals wird man jene Kräfte zu eigen erhalten, die erst den «Meister» der «Weißen Loge» zu dem machen, was er potentiell vor seiner Inkarnation schon war. — — —

Man darf freilich auch nicht glauben, daß jene Gestalten, die um die Wiege der «Theosophischen Gesellschaft» herum gespensterten, etwa wirkliche «Meister» der «Weißen Loge» gewesen wären — —

aber an dieser Stelle meiner Rede fürchte ich doch noch, daß so mancher Leser dieser Zeitschrift es nur schwer ertragen könnte, wollte ich so, wie es berechtigt wäre, unsanft das Spinnennetz seines Glaubenswahns zerstören, und darum möge hier nur auf gewisse Kapitel eines demnächst erscheinenden Buches* verwiesen werden, die im Vorabdruck bereits in den «Magischen Blättern», von denen ich oben sprach, zu lesen waren...

Auf dieser Erde kann jegliches Geschehen sich oft Jahrzehnte lang in Verdunkelung verbergen, aber die Wahrheit kommt dennoch eines Tages schrill und klirrend an unser Ohr, und was sich noch so lange im Dämmerdunkel verbarg, muß eines Tages helles Sonnenlicht ertragen, mag auch so manches Wundermärchen auf solche Weise seinen Untergang finden. — — —

Es wäre mir Anlaß zu tiefem, schmerzlichem Bedauern, sollte einst solche Klärung der Geschehnisse, die sich in den Säuglingszeiten der «Theosophischen Gesellschaft» abspielten, dieser Gesellschaft, so wie sie heute ist, und wie sie speziell vom «Hauptquartier» in Leipzig aufgefaßt und ver-

*Mehr Licht (1921; erweiterte endgültige Ausgabe 1936, 1968 und 1989)

treten wird, Schaden zufügen, und darum halte ich es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Dinge damals nicht ganz so lagen, wie sie die Gründerin der Gesellschaft zu sehen und darzustellen beliebte. — — —

Töricht und ungerecht wäre es aber, der «theosophischen Gesellschaft» unserer Tage daraus irgendeinen Vorwurf konstruieren zu wollen, oder die heutigen Mitglieder verantwortlich zu machen für Irrtümer und Fehler der einstigen Gründerin.

Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß eine wahrhaft «theosophische» Gesellschaft heute tiefste Lebensberechtigung hat und es ist heute völlig gleichgültig, welche Anlässe vor Jahrzehnten zur Gründung einer solchen Gesellschaft führten, wenn nur das heutige Wirken der Gesellschaft als einwandfrei und vorbildlich betrachtet werden darf. —

Die Grundlagen wahrer Theo-Sophia bleiben für alle Zeiten die gleichen.

Auch die heutige «Theosophische Gesellschaft» vermag es, auf ihnen das innerste Sanktuarium ihres weiträumigen Tempels zu errichten.

Die Erkenntnis der Auswirkung Gottes, das «Wissen» daß Gott nur in den ihm völlig geeinten, geistemenschlichen Wesenheiten offenbarend wirkt, das «Wissen», daß ein jeglicher Mensch dieser Erde imstande ist, sich seinem ewigen Urbild, seinem «Vater im Himmel», seinem «lebendigen Gotte» anzugleichen und sich ihm mit seinem Bewußtsein zu vereinen, das «Wissen», daß ohne die stetige geistige Hilfe höherer geistiger Wesenheiten, vermittelt durch die «Meister» der «Weißen Loge», diese Vereinigung des menschlichen mit dem göttlichen Bewußtsein unmöglich wäre — dies sind die hauptsächlichsten Fundamentsteine, auf denen sich das unantastbare Tempelkultbild erheben muß, um das sich die Mitglieder der «Theosophischen Gesellschaft» erhobenen Herzens stets scharen können, ohne jemals befürchten zu müssen, daß die Gottheit solchen Ort der Weihe nicht als ihrer würdig betrachten möge! — — —

Theoretische Erörterungen über hellseherische «Forschungen» auf «höheren» Ebenen sind völlig überflüssig, einmal, weil kein Hellseher jemals zu «höheren» Ebenen emporzudringen imstande ist, und dann: weil alles Wissen über geistige Zustände nichts nützt, nur eitle Befriedigung kindischer Neugier bleibt, solange man nicht, mit dem Bewußtsein des lebendigen Gottes in sich

selbst vereint, selbst fähig wurde, die Wunder geistiger Welten geistig zu erleben.

Auf das geistige Erlebnis hin muß die «Theosophische Gesellschaft» ihre Mitglieder erziehen, damit ihr Tempel nicht zur Stätte wüstester Spekulation entarte, damit er ein Heiligtum geistigen Lebens bilde, inmitten der ausgetrockneten Wüste dürrer Gedankenflugsandes, der auch die erhabensten Tempelbauten früherer Zeiten allmählich zu verschütten droht. — — —

Möchten meine Worte offene Herzen finden! — — —



DAS «WUNDER» DER TANZENDEN TISCHE

WIE kürzlich zu lesen war, beschäftigt man sich zurzeit im Pariser Psychologischen Institut mit einem weiblichen «Medium», in dessen Anwesenheit sich ein Tisch frei in die Luft erhebt, ohne auch nur von dem Medium berührt zu werden. Eine solche Art der Mediumschaft ist allerdings schon ziemlich selten, und es lohnt sich zweifellos, die Manifestationen zu beobachten. Prof. Bertrard, der die junge Dame einem gelehrten Kreise vorführte, ist nun ein vorurteilsfreier Forscher, der doch erst wissenschaftlich prüfen möchte, wo andere — man vergleiche nur Eduard von Hartmann — frisch drauflos urteilen und dabei selbst gestehen, niemals bei ähnlichen Manifestationen zugegen gewesen zu sein. —

In der Pressenotiz, die über die Experimente mit dem Pariser Medium berichtet, heißt es zum Schluß: «Verwunderlich scheint dem Laien allerdings, daß das Mädchen nur bei gedämpftem, rosafarbenen Lichte operieren kann, während weis-

ses und blaues Licht seine Kraft lähmt und das Aufblitzen von Magnesiumlicht ihm sogar einen Nervenschock verursachte. Sollte es am Ende doch Grund haben, hellere Lichtgattungen zu scheuen?»

Das erinnert mich lebhaft an die schöne Geschichte von dem Mandarin, dem zur Zeit des ersten Aufkommens der Photographie ein europäischer Gelehrter begreiflich machen wollte, daß lediglich die Lichtstrahlen solche Bilder malten. Der chinesische Würdenträger aber ließ sich daraufhin also vernehmen: «Ja, wenn du das, was du da in der Dunkelkammer treibst, mir bei hellem Sonnenlicht zeigen willst, dann werde ich dir gerne glauben, vorher aber nicht!»

Gewiß hat das Medium «hellere Lichtgattungen zu scheuen», aber wenn es ein echtes Medium ist, wenn also kein Schwindelmanöver vorliegt, was bei den gelehrten Untersuchungen des Prof. Bertrand doch wohl als ausgeschlossen gelten dürfte, dann hat es helleres Licht in keiner anderen Weise «zu scheuen», wie der Photograph, der sich auch außerstande sehen würde, ein gutes Lichtbild zu fertigen, wollte man ihm die Bedingung stellen, die Entwicklung der Platte bei hellem Tageslicht vorzunehmen. —

Dennoch aber werden diese neuen Pariser Experimente, wie so viele andere vorher, nur sehr fragmentarische Lösungen des Rätsels bringen, aber das liegt nicht etwa an der Fragwürdigkeit der Phänomene, sondern daran, daß man hier mit einer Wesenreihe experimentiert, von deren Vorhandensein man keine Ahnung hat; und während man mit Recht die läppische Hypothese, es handle sich da um Äußerungen «unserer lieben Verstorbenen», von vornherein fallen läßt, begeht man nach der anderen Seite hin doch den gleichen Fehler, indem man als gesichert annimmt, daß es keinerlei außermenschliche, unsichtbare Wesen geben könne. — —

Nun muß, wie auch bei den Experimenten von Ochorowitz, das «Mädchen für alles», der sogenannte «Animismus» erhalten, obwohl es da gar keine präzise Kontrolle geben kann, durch die festzustellen wäre, wo «animistische» Wirkungen aufhören und wo «spiritistische» beginnen; denn die Kräfte der «Anima», der «Seele» des Mediums, sind ja im sogenannten Trancezustand, mag er nun vollendet oder nur teilweise vorliegen, völlig jener unsichtbaren Wesenreihe ausgeliefert, deren Existenz man von vornherein leugnen zu dürfen glaubt. — —

Wie man vielleicht aus gewissen früheren Abhandlungen wissen wird, warne ich stets entschieden vor sogenannten «spiritistischen» Experimenten. Ich rate auch hier wieder jedem meiner Mitmenschen, der etwa «mediale» Fähigkeiten an sich bemerkt und sich dadurch vielleicht gar noch besonders «begnadet» glaubt, sich so schnell als nur möglich dem Spinnengewebe, das ihn zu umschnüren droht, zu entwinden. Das ist jederzeit möglich durch entschiedene Aktivität, durch ein Aufsuchen gesunder Lebensbedingungen in freier Natur und durch ein grundsätzliches Vermeiden jeder geistigen Atmosphäre, in der die «mediale» Veranlagung gefördert werden könnte. Man vergesse nicht, daß jedes echte «Medium» ein unglückliches Opfer sehr bedenklicher und niemals von ihm zu erkennender Wesen ist, Wesen, die zur physischen Welt gehören, auch wenn sie für uns unsichtbar bleiben, und die für das Leben der Seele Parasiten darstellen, wie Bazillen und Mikroben für das Leben des physischen Körpers! — Diese Parasiten saugen ihr Opfer aus bis zum letzten Rest seiner feineren physischen Kräfte, die dem Willen und dem Seelenleben dienen sollten, bis sie es schließlich zerbrochen am Wege liegen lassen, so hochmoralisch auch die «Bekundungen der Geisterwelt» vielleicht vorher waren. —

Das Ende fast aller sogenannten «Medien» ist entweder ein Versinken in willenlose moralische Verworfenheit, oder — in die Nacht des Wahnsinns!

Es ist wahrlich notwendig, vor einer solchen Seuche, die gerade jetzt wieder besonders stark grassiert, eindringlichst zu warnen, auch wenn die von dieser psychischen Pest Ergriffenen entrüstet sein mögen, da sie sich ja doch für «erwählte Werkzeuge höherer Mächte», für die «Mittler zwischen Diesseits und Jenseits», ja für die eigentlichen «Sprachrohre Gottes» halten und mit hirnerbrannter Kritiklosigkeit immer wieder den erhabenen Meister von Nazareth als «das größte Medium» proklamieren. —

Wenn ich aber, aus einer Kenntnis der Dinge heraus, wie sie nur wenigen Lebenden möglich wurde, so entschieden vor jeder «spiritistischen» Betätigung, vor jedem Glauben an «spiritistische» Orakelei warnen muß, so darf man gewiß schon daraus ersehen, daß die mir in jeder ihrer Auswirkungsarten bis ins kleinste bekannten «spiritistischen» Phänomene als solche durchaus realen Gegebenheiten entsprechen. Nur Ignoranz kann das Dasein dieser Phänomene deshalb leugnen, weil es zu aller Zeit gerissene Schwindler gab, die aus der Neugierde ihrer Mitmenschen auf ihre Art Vorteil zogen, indem sie die möglichen echten Phäno-

mene auf mehr oder weniger geschickte Art vorzugaukeln suchten und so ihre Gläubigen oft lange Zeit hindurch um deren «schnöden Mammon» erleichterten, bis eines Tages die «Entlarvung» dem Treiben ein Ende setzte.

Das Vorhandensein der echten Phänomene des Spiritismus steht, trotzdem auch oft echte Medien sich zu gelegentlichen Schwindeleien hinreißen lassen, und je mehr ihre Kräfte ausgesaugt sind, desto häufiger — so außer allem Zweifel, wie das Dasein der Röntgenstrahlen, nur werden sie sich niemals wie diese erforschen lassen, eben weil es sich nicht lediglich um physikalische Kräfte handelt, sondern weil hier uns zum Teil unbekanntes physikalische Kräfte durch eine Art von Wesen in Aktion gesetzt werden, die ihren eigenen Willensimpulsen folgen und keineswegs gesonnen sind, unsern Wissenstrieb wirklich zu befriedigen.

Diese Zwischenwesen, auf deren Dasein wohl so manche Gestalt aus der Vorstellungswelt des Märchens und früherer Sagen zurückgehen mag, sind durchaus amoralisch, weder gut noch böse, folgen allein einem Triebe, den man bei Menschen etwa «Laune» nennen würde — kennen keinerlei «Gewissen» und sind einzig darauf bedacht, sich mit Hilfe solcher Menschen, deren psychischer Organismus krankhaft gelockert ist,

auf dem Gebiet der physischen Erscheinungswelt zu manifestieren. — Was aus ihren Manifestationen erwächst, ist ihnen durchaus gleichgültig, und es kümmert sie wenig, daß ihre Opfer schließlich zugrunde gehen müssen. —

Im Orient, wo die Kenntnis der okkulten Erscheinungen bis ins graueste Altertum zurückreicht, gab es stets und gibt es auch heute noch Menschen, die nicht nur, wie unsere Medien, willenlose Sklaven dieser Wesen sind, sondern sich ihrer Hilfe bewußt zu bedienen wissen, sie durch ihre ungemein trainierte Willenskraft beherrschen.

Es sind jene «Fakire», über deren staunenerregende «Wunder» die bestbeglaubigsten Berichte vorliegen, die aber durchaus nicht mit jenen «Büßern» zu verwechseln sind, von denen der eine sich langsam zwischen vier Feuern rösten läßt, während ein anderer es vermag, viele Jahre lang kopfabwärts an einem Baume zu hängen und dergleichen mehr.

Auch mit den bekannten «indischen» Zirkuskünstlern und Taschenspielern haben natürlich diese echten «Fakire» nicht das mindeste zu tun.

Ich leugne durchaus nicht, daß es sehr seltene Fälle gibt, in denen auch von Seiten entkörperter, also nicht mehr auf der Erde lebender Menschen,

diese hier besprochenen Wesen zur Manifestation angetrieben werden, aber man glaube ja nicht, auf normale Weise durch die Hilfe dieser Wesen den erwünschten «Verkehr mit dem Jenseits» anbahnen zu können!

Die wenigen, denen die Natur dieser Wesen bekannt ist und die sich ihrer bedienen könnten, weil sie aus Gründen höherer übersinnlicher Entfaltung einst diese Wesen überwinden mußten, hüten sich wohl, von ihrer Macht Gebrauch zu machen, ja, sie gehen für gewöhnlich diesen Wesen aus dem Wege wie giftigen Schlangen.

Auch wissenschaftlicher Forscherdrang erscheint ihnen keineswegs entschuldbar, wenn er dazu führt, den gefährlichen Bereich dieser Zwischenwelt aufzusuchen.

Sie können nur immer wieder davor warnen, diese dunklen und dem Menschen verderblichen Gebiete der Allnatur vorwitzig zu betreten. —

Niemals wird die Menschheit aus dem Zwischenreich her, dem die spiritistischen Phänomene entstammen, irgendeine Antwort erhalten, die ihr auf die Dauer segensreich werden könnte.

Torheit aber wäre es, seine Augen vor gesicherten Tatsachen verschließen zu wollen, die jederzeit

vorhanden waren, die so alt sind wie die Welt und zu allen Zeiten, unter allen Völkern beobachtet wurden, lange bevor Amerika, die Wiege des neueren «Spiritismus», überhaupt entdeckt war.

Wer hier noch zu leugnen versucht, der ist, um mit Schopenhauer zu reden: — «nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen», — aber wer gar Offenbarungen des ewigen Geistes bei spiritistischen Manifestationen erwartet, der gleicht einem in der Wüste Verschmachtenden, der einer Luftspiegelung nachläuft, die ihm schattige Oasen mit köstlichen Quellen verspricht, während er durch seinen Irrtum nur desto sicherer dem Verderben anheimfällt, dem er entrinnen wollte. —



STIMMEN AUS DEM «GEISTERREICHE»

SIE mehren sich wieder allerorten! Zwischen hypermodernen Modedichtern und Salonbolschewisten verzeichnen die Kataloge geschäftsgewandter Verleger eine Literatur, die mit Prophetengeste sehr abgestandene Sensationen von ehemals als «Allerneuestes» auftischt; und in so mancher reputierlichen Familie sitzt man halbe Nächte, um das Tischorakel zu befragen. Männer und Frauen, die noch vor wenigen Jahren halb Verachtung, halb gelindes Grauen zeigten, wenn das Wort «Spiritismus» fiel, verharren jetzt passiv am Schreibtisch und lassen sich von ihren «Freunden aus dem Jenseits» ehrfurchtsvoll die Feder führen. Eine wahre Epidemie dieser Art wütet im Lande, und sie ist um so gefährlicher, weil fast alle, die von ihr erfaßt wurden, ihr Tun sorglichst geheim zu halten suchen, so daß man in Kreisen, die nicht selbst zu den Mitgerissenen gehören, auch nicht die leiseste Ahnung hat von der erschreckenden Ausbreitung dieses Taumels.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die neue Geisterkunde von Amerika her zu uns kam, war die Wirkung weitaus harmloser. Abgesehen von einigen schwärmerischen Enthusiasten und allem Aberglauben freundlich gesinnten Eigenbröttern, die sich nun in spiritistischen Zirkeln fanden, beschäftigten sich wirklich ernsthaft mit diesen Dingen nur wenige Männer der Wissenschaft, stellten je nach Gelegenheit und Ausdauer die Tatsächlichkeit der Phänomene oder auch plumpen Schwindel daneben fest, kamen aber im besten Falle — wie etwa der Physiker Crookes — nur zu dem Schlusse, daß sie wohl das Wirken unsichtbarer, anscheinend oder unbestreitbar von Intelligenz geleiteter Kräfte beobachtet hätten, daß aber keinerlei beweiskräftige Gründe dafür aufzubieten seien, in diesen durch Intelligenz geleiteten Kräften wirklich, nach spiritistischer Hypothese, die weiterlebende Geistigkeit gestorbener Menschen zu bestätigen.

Was sonst vom damals neuen «Spiritismus» in weitere Kreise drang, war Gesellschaftsspiel. In jedem Mädchenpensionat war der tanzende Tisch bekannt. Wo immer eine ausgelassene Gesellschaft beisammen war, gehörte es zu den beliebtesten Scherzen, den Tisch nach allem zu befragen, was Heiterkeit und Laune fördern konnte.

So blieb der Spaß ungefährlich und ward als überlebte Mode schließlich ganz vergessen.

Die Zirkel der Schwärmer allein erhielten sich auf dem Plan, und wenn auch die «Geistermanifestationen» meist über bald bekannt gewordene physikalische und psychische Phänomene sich nicht erhoben, wenn auch die «Offenbarungen» der «Geister» selten über die trivialsten Phrasen emporstiegen, so fehlte es doch bald nicht an spiritistischer Literatur, deren Berichte um so lieber geglaubt wurden, je kritikloser sie abgefaßt waren, und es nährten sich diese halb frömmelnden, halb kirchenabgewandten Leutchen eben wie sie sich heute noch nähren: — durch gegenseitige Stärkung ihrer frommen Wünsche, mehr aus Büchern als aus der Erfahrung.

Auf über dreißigtausend «Bände» in allen Sprachen beziffern die Spiritisten mehr oder minder strenger Observanz ihre Literatur, wobei allerdings die Vernünftigeren bedauernd zugeben, daß das weitaus meiste obskure und wertlose Zeug ist, oft nicht einmal von ehrlich Überzeugten verfaßt, nur der geschickten oder bloß schlaun Ausnutzung der Konjunktur sein Dasein dankend, geschrieben von Menschen, die ihren Beruf darin sehen, das jeweils Sensationelle

aufzugreifen, um seine pekuniären Erfolgsmöglichkeiten auszunutzen.

Als Kaviar genießt man daneben in Behaglichkeit die ernstesten Werke wissenschaftlicher Autoren, die über ihre Forschungsergebnisse berichten, übernimmt aber jeweils nur solche Äußerungen, die eigener Meinung als brauchbare Stütze erscheinen, und übersieht in der großmütigen Geste des Besserorientierten schlechthin alles, was ein solcher Autor etwa an kritischen und negierenden Einwänden gegen die spiritistische Lieblingstheorie zu sagen hat.

Da die Anhängerschaft opferbereit ist zugunsten der «guten Sache», und zu neun Zehnteln alles aufnimmt, was der Büchermarkt nach ihrer Richtung hin bringt, so wird hier noch jahraus, jahrein recht beträchtliches Nationalvermögen entwertet, zugunsten geschäftstüchtiger Zeitgenossen, die stets für Befriedigung der Bedürfnisse und neuen Anreiz sorgen, was von ihrem Standpunkt her gesehen gewiß das Lob der Klugheit verdient, hinsichtlich der Erhaltung und Förderung geistiger Volksgesundheit aber sicherlich vom Übel ist.

So verbreitet aber auch derartiges Konventikelwesen verschiedener Schattierung in halbgebil-

deten Kreisen immer noch ist, so sind doch diese Zirkel ehrlich genug, sich offen als «Spiritisten» zu bekennen. Wer mit ihnen Fühlung sucht, der ist entweder schon, auf Grund vorher genossener literarischer Kost, mehr oder weniger spiritistischer Gläubigkeit anheimgefallen, oder er will sich unvoreingenommen orientieren.

Bedenklicher, — weit bedenklicher steht es um jene neueren Kreise unserer Gesellschaft, die heimlich Spiritismus treiben und es nicht wahr haben wollen, daß dieses Tun nichts anderes ist, auch wenn man ihm andere Namen gibt.

Viele darunter glauben sich allen Ernstes berechtigt, sehr verächtlich auf die deklarierten «Spiritisten» herabzusehen, wollen vom Spiritismus durchaus nichts wissen, glauben alles, was sie erfahren, nur einer «hohen psychischen Entwicklung» danken zu dürfen, und ahnen nicht, daß das, was ihnen widerfährt, die allerverbreitetste Abart des «Mediumismus» ist, allen Spiritisten wohlbekannt und von den Erfahreneren nur in ganz besonderen Ausnahmefällen den «beweiskräftigen» Phänomenen zugezählt.

Tatsächlich ist, wie selbst jeder anfängerhafte Spiritist und wie die ernstere spiritistische Litera-

tur seit fast einem halben Jahrhundert weiß, der Erfolg beim sogenannten «Tischrücken», wie beim automatischen Schreiben, an sich durchaus kein Beweis für die Mitwirkung unsichtbarer, intelligent geleiteter Kräfte.

(Für gänzlich Fernstehende sei hier eingeschaltet, daß beim «Tischrücken» mehrere Teilnehmer um einen Tisch herum sitzen, auf den sie die Hände legen. Früher oder später gerät der Tisch in Bewegung, die Tischbeine heben und senken sich, und die Antwort auf gestellte Fragen wird nach dem Alphabet, je nach der Anzahl der Aufschläge des Tischbeins auf den Boden, buchstabiert. Beim automatischen Schreiben setzt sich das «Medium» — die Person, von der die unsichtbare Intelligenz wirklich oder angeblich Besitz ergreift — entweder allein oder mit andern an einen Tisch, legt ein Papierstück vor sich, nimmt einen Bleistift und erwartet in passiver Haltung die unwillkürliche Bewegung seiner Hand, durch die dann nach und nach Schriftzeichen entstehen, die ohne weiteres gelesen werden können.)

In beiden Fällen ist es möglich, sehr weitgehende Resultate zu erhalten, bei deren Erlangung niemand anders beteiligt ist als das «Medium» selbst bzw. seine Besitzer, wobei ich hier keineswegs an Betrug denke. Das «Medium» kann

in beiden Fällen in völligem Wachzustand sein, kann aber auch in sogenannten «Trance»-Zustand verfallen, eine Art autohypnotischen Schlafes, der die verschiedensten Stadien aufweist und in seinen Anfangsstadien noch kaum als solcher erkennbar ist.

Gewisse fluidische Kräfte des unsichtbaren Teiles der physischen Natur des «Mediums» wie der Teilnehmer sind nun, ebenso wie die Nervenbahnen, von jeder Willensfessel befreit, für sich allein imstande, sowohl den Tisch wie noch vielleicht die Hand zu bewegen, und automatisch lösen sich sodann aus den im Gehirn gleichwie in einer Grammophonplatte eingepprägten Runen der Vorstellungsinhalte die entsprechenden Antworten auf die gehörten — auch im Trancezustand gehörten — oder auch nur gedachten Fragen los, oft überraschend gut angepaßt, dann aber auch wieder orakelhaft dunkel, je nach der allgemeinen und zeitlichen Disposition des «Mediums».

Öftere Übung spielt diese automatische, durch Verstand und Willen nicht mehr kontrollierte Tätigkeit von Gehirn, Nervenbahnen und durch beide wirkenden Seelenkräften derart ein, daß die Erfolge oft verblüffend sind, besonders wenn durch die erhöhte Aufnahmefähigkeit des «Mediums» auch noch Gedankenbilder anderer wahrge-

nommen und in seiner Mitteilung verwertet werden: ein Vorgang, der dem «Medium» selbst nicht zu Bewußtsein kommt.

Unsere «Neospiritisten» haben aber von alledem entweder kaum gehört oder stehen gar den Erfahrungen ausgesprochener «Spiritisten» und wissenschaftlicher Forscher auf diesem Gebiete absolut fern.

Ein dunkles Ahnen einer unsichtbaren höheren Welt, der durch religiöse oder phantastische Lektüre erregte Wunsch nach «geistiger» Führung, deren man sich meist besonders würdig zu wissen glaubt, oft auch, genau wie bei wissentlichen «Spiritisten», die Sehnsucht nach einem Lebenszeichen eines kürzlich Gestorbenen, führen meist spontan die ersten, mehr oder minder primitiven Phänomene herbei, in denen der Betroffene stauend und begeisterungsvoll seine besondere Begnadung bestätigt wähnt.

Nun vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht mit dem «geistigen» Führer oder mit dem lieben Dahingegangenen zu verkehren sucht, was bei solcher Annahme allerdings sehr begreiflich ist. Alle wichtigen Entscheidungen werden der Geisterstimme unterbreitet. Man ist selig, sein Privat-

orakel zu besitzen, und jeder vollgekritzelte Bogen Papier aus solchen Stunden wird wie ein Heiligtum verwahrt.

Sind es wirklich nur die Kräfte des «Mediums» selbst, die ihm Antwort geben (jeder Mensch ist bis zu gewissem Grade «mediumistisch» veranlagt, auch wenn es bei ihm nie zu den abnormen Erscheinungen der ausgesprochenen «Medien» spiritistischer Zirkel kommt), so könnte man in alledem nur ein harmloses Tun erblicken, wenn nicht auch dabei schon schwere Schädigungen sich einstellten, Schädigungen nervöser und seelischer Art, und vor allem eine allmähliche Paralysierung der Willensbildung und des Verantwortungsbewußtseins.

Schlimmer aber wird die Sache dadurch, daß tatsächlich jederzeit jene unsichtbaren lemurenhafte Wesen des unsichtbaren Teiles der physischen Welt, die in den Sitzungen der spiritistischen Zirkel eine so verhängnisvolle, täuschende Rolle spielen, ganz oder teilweise von dem seiner Meinung nach so hoch «Begnadeten» Besitz ergreifen können.

Die Existenz dieser Wesenheiten wird trotz aller wissenschaftlichen Erforschung spiritistischer Phänomene, wie sie gerade neuerdings von vor-

urteilsfreien Gelehrten wieder betrieben wird, niemals einwandfrei und experimentell nachprüfbar zu erweisen sein. Trotzdem scheint dieser unsichtbare Teil unserer physischen Welt schon in ältesten Zeiten für manche Menschen gelegentlich seine Pforten geöffnet zu haben, und die Sagen, Mythen und Märchen, die von «Kobolden», «Naturgeistern» und ähnlichen Unsichtbaren zu berichten wissen, dürften ursprünglich in recht realer Erfahrung wurzeln.

Auch ich vermag keinerlei «Beweise» für das Dasein unsichtbarer, intelligenter Bewohner unserer physischen Welt zu erbringen, aber ich darf bekennen, daß es auch heute Menschen auf diesem Planeten gibt, denen dieses unsichtbare Reich der physischen Welt durch eigene geistige Anschauung sehr genau bekannt ist, und daß ich hier aus Erfahrung rede.

Eben diese Erfahrung ist auch Ursache der erschreckenden Einblicke in seelische Verwüstungen, die mir die Betroffenen selbst in überaus zahlreichen Fällen ermöglichten, wobei stets das Wirken jener unsichtbaren Lemurenwesen festzustellen war und, wahrhaftig zum Heile der also Mißbrauchten, in genügend überzeugender Weise bestätigt werden konnte.

Die Wesenheiten, um die es sich hier handelt, sind weder als «gut» noch als «böse» anzusprechen. Erfüllt von einer ungebundenen Täuschungslust, kennen sie keinen anderen Drang, als dem Menschen sich bemerkbar zu machen, was aber nur unter besonderen Bedingungen möglich ist, und dann ihn zu beherrschen und sich selbst den Grad ihrer Herrschaft über ihn zu demonstrieren.

Ich mag hier nicht alles wiederholen, was ich an anderer Stelle (in meinem «Buch vom Jenseits» und anderen Schriften) in ausführlicher Weise darlegte, möchte vielmehr hier nur betonen, daß die gewollte oder ungewollte Verbindung mit diesen Wesen die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen kann und in allen Fällen dem Menschen nur Täuschung bringt, dort wo er Klarheit zu erhalten hoffte.

Es kann nicht genug vor diesen Regionen gewarnt werden, vor denen die Natur selbst ihre Schutzwälle weise für den Menschen aufgerichtet hat.

Wer wirklich die göttliche Stimme in sich vernehmen will, der muß andere Wege gehen, und diese Wege habe ich gezeigt. (Siehe mein «Buch vom lebendigen Gott».)

«Geistige» Leitung, soll sie wirklich diesen Namen verdienen, kann dem Menschen nur in seinem Allerinnersten werden. Sie bedarf weder des klopfenden Tisches noch der schreibenden Hand. Vor allem aber wird sie stets den Suchenden selber zum Finden führen, wird nie ein Gängelband um ihn schlingen, dem er gleich einem Hypnotisierten folgen zu müssen glaubt!

Wer aber die tief verstehbare Sehnsucht fühlt, mit dem geistig Ewigen derer in Verbindung zu bleiben, die ihm vorangegangen sind in jenes stille Reich des Geistes, aus dem kein Zeuge jemals wiederkehrt, der lasse sich durch Gaukelspiel nicht täuschen, auch wenn die unsichtbaren Gaukler in der Maske jener Heimgekehrten ihm erscheinen sollten!

Auch ihm ist kein anderer Weg zu jenen ihm Entrückten frei, als der Pfad in die leuchtenden Lande seines allerinnersten geistigen Innern.

Nur dort allein darf er hoffen, von denen Kunde zu erhalten, die selbst nur noch in ihrem allerinnersten geistigen Sein von ihm wissen...

Die uns verlassen mußten,
sind uns nicht verloren:
Sie wurden nur zu einem neuen Leben
neu geboren.
Wir finden sie dereinst,
so wie wir hier sie fanden;
Ihr «Tod» war nur die Lösung
aus des Leibes Banden.
Das enge Haus der Sinne
faßt «den Menschen» nicht:
Er ist ein König —
und sein Reich ist Licht!

BESPRECHUNGEN



DR. CARL VOGL UND SEIN BUCH «UNSTERBLICHKEIT»

Hier soll von einem Buche gesprochen werden, das vielleicht viele Leser der «Magischen Blätter» noch nicht kennen dürften.

Der Untertitel des Buches lautet: «Vom geheimen Leben der Seele und der Überwindung des Todes». Sein Verfasser ist ein tiefeschürfender, stiller Gelehrter, der in einer abgelegenen Gemeinde Thüringens ein anstrengendes Seelsorgeamt verwaltet, aber hoch über jeder dogmatischen Gebundenheit steht und mit dem vorurteilsfreien Forschermut des unvoreingenommenen Wahrheitssuchers an die Aufgaben herantret, die ihm die Abfassung dieses überaus gründlichen und bedeutenden Buches stellte.

Jahrzehntelanges Forschen und sorgfältigstes Beobachten fanden in seinem Werke ihren Niederschlag. Nichts was jemals alle Zeiten und Völker zur Lösung des Unsterblichkeitsproblems beizutragen hatten, blieb dem Verfasser fremd, aber darüber hinaus scheute er auch keine Mühe,

nicht weite Reisen und umfangreiche Korrespondenzen, um dem persönlich näher zu gelangen, was er mit Recht für die einwandfreieste Basis jeder wissenschaftlichen Untersuchung der Unsterblichkeitsfrage hielt: — dem Erlebnis. —

So wurde sein Buch nicht nur zu einem aufschlußreichen Handbuch für alle, die sich für diese Frage interessieren, sondern, weit darüber hinaus, zu einem durchaus persönlichen Werk eines reifen Denkers.

In leicht lesbarer, formvollendeter, oft dichterisch verklärter Sprache, bleibt es trotz seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit auch dem völligen Laien durchaus verständlich, ist auf jeder Seite interessant und voll Bedeutung, zeigt große Ausblicke und gibt das Resultat der Forscherarbeit seines Autors in einer so abgeklärten und seelisch durchfühlten Form, daß ich nicht anstehe zu sagen: — dieses Buch gehört zum Besten und Schönsten, was jemals über das gleiche Problem geschrieben wurde!

Aber es sei gleich hier schon bemerkt, daß ich mich nicht mit allen Resultaten, zu denen Dr. Vogl gelangt, einverstanden erklären kann, und die Kenner meiner Schriften werden unschwer die Stellen in dem hier empfohlenen Buche finden, auf die sich meine Einwände beziehen, so

daß ich kaum genötigt bin, Seite für Seite darauf einzugehen.

Im wesentlichen richtet sich die hier angedeutete kritische Stellungnahme nur gegen eine gewisse Weitherzigkeit des Verfassers, die ihn dazu führt — quasi aus einem Übermaß an Toleranz — okkulte Phänomene sehr verschiedenwertiger Art dennoch gleichwertig zu behandeln, und überdies scheint mir die Gefahr zu bestehen, daß hier das Phänomen oft allzusehr in den Vordergrund tritt, um so das eigentliche Erlebnis als seelische Reaktion zurückzudrängen. — —

Daneben habe ich meine Bedenken, wenn Dr. Vogl das indische Nirvana-Erlebnis, das er zwar wunderbar klar zu vermitteln sucht, in jener, europäischen Gelehrten und Okkultisten geläufigen und wohl auch bei einigen indischen Sekten findbaren Weise ausdeutet, wie es nur auf psychopathologischer Basis zustandekommt.

— Ich kenne es anders, — und auch bei Rabindranath Tagore fand ich in diesen Tagen zu meiner Freude eine dem echten Erfassen weit mehr entsprechende Erklärung. —

So wunderschön daher auch das Schlußkapitel des Buches «Unsterblichkeit» ausklingt, so würde ich doch wünschen, der auf das Nirvana-Erlebnis

bezügliche Passus wäre dort fortgeblieben, zumal er auch inkonsequent wirkt, denn hier gelangt der Autor, nachdem er eingangs die Unzulänglichkeit des Denkens zur Lösung des Unsterblichkeitsproblems so überzeugend darlegt und alles Forschen auf das Erlebnis gegründet sehen will, unversehens zur Philosophie, und damit zum Denken zurück, — wobei ihm freilich zur Rechtfertigung dienen mag, daß er speziell die indische Philosophie als auf das Erlebnis gegründet auffaßt.

Ich glaube aber, daß diese meine Einwände, die ich keinesfalls verschweigen durfte, keinem Einsichtigen das Buch «Unsterblichkeit» entwerten können.

Die ganze Grundtendenz des Buches ist so wertvoll und hochehrwürdig, die ganze Gesamtgestaltung des Buches ist so vollendet, daß es wahrhaftig in seinem inneren Werte völlig intakt bleibt, auch wenn da und dort eine Schlußfolgerung des Verfassers so gegeben ist, daß man sie — eben aus eigenem Erlebnis heraus — und einst belehrt von den berufensten «Wissenden» auf diesem Gebiet, als irrig ansprechen muß. — —

Wer dieses Buch richtig zu lesen weiß, dem kann es eine gesegnete Fülle innerer Aufschlüsse vermitteln, und manches Wort seines Autors läßt

sich, besonders für Fortgeschrittene, in einer Weise deuten, die ihm eine vielleicht von dem Autor selbst noch kaum ganz erfaßte Tragweite gibt...

Ich bin sicher, daß dieser Gelehrte auch keineswegs bei seinen ersten Ergebnissen stehen bleiben wird, ja ich habe begründete Anzeichen dafür, daß er wohl schon heute zu Ergebnissen gelangte, die es ihm durchaus erwünscht erscheinen lassen, daß ich neben aller vorbehaltlosen Würdigung seines Werkes doch auch nicht verschwiegen habe, was mir aus meiner eigenen Einsicht heraus noch der Nachprüfung bedürftig erscheint.

Wer dieses Buch schreiben konnte, hat allen Anspruch auf die eindringlichste Beachtung aller, die sich mit den magischen Tatsachen des Seelenlebens befassen, umsomehr als die okkultistische Literatur nur sehr wenige Werke aufweist, die auch nur von ferne der Bedeutung dieses Buches gleichkommen! Dr. Vogl darf als ein Pfadfinder auf den Gebieten des Übersinnlichen bezeichnet werden, dessen Fußspuren zu folgen, jedem ernsthaften Suchenden empfohlen werden muß. —

Außer dem fesselnden Inhalt des Buches «Unsterblichkeit» werden auch die im «Anhang» zusam-

mengefaßten «Anmerkungen» und «Literaturnachweise» hochwillkommen sein.

Was da mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zusammengetragen wurde, ist schon für sich allein betrachtet: wertvollstes Material, das zum Teil weit über die eigentlichen Ergebnisse des Buches selbst hinausweist.

Auf diese Art betrachtet, stellt sich das wegweisende und bedeutende Werk als ein Führer in die Grenzlande des Übersinnlichen dar, und ich erblicke das Wertvollste des ganzen Buches in dem, was der Autor selbst zu sagen hat, aus eigenem Erleben, so daß ich all seinen, auf hoher Gelehrsamkeit beruhenden, philosophischen und mehr nur spekulativ gearteten Expektionen doch nur sekundäre Bedeutung beilege, im Hinblick auf die Bekundung des reichen und abgeklärten Geistes, die uns aus dem Ganzen des Werkes entgegenstrahlt.

In unserer Zeit, in der jeder geschickte Begriffsjongleur sich berufen glaubt, die Welt mit seinen Eintagserzeugnissen zu überschwemmen, mit wissenschaftlich übertünchten Machwerken, die nichts anders sind, als ein Aufguß aus schon hundertmal gehörten okkultistischen Theoremen, ist es besonders dankbar zu begrüßen, wenn ein wahrhaft Berufener erscheint. Als solchen aber

begrüße ich den Verfasser des Buches «Unsterblichkeit»,
und ich bin über allen Zweifel sicher, daß sein
Buch jedem Leser, auf welcher Stufe des Erken-
nens er auch angelangt sein mag, reichen Gewinn
bringen wird. —



«MEISTER IN INDIEN*»

von F. R. Scatcherd**

Trotzdem in dem Geleitwort des einen der drei Übersetzer meines Namens als eines Gliedes der Hierarchie des Geistes, in außerordentlicher Weise gedacht wird, trotzdem die Einsichten der Übersetzer sie unschwer als Schüler der Lehren ausweisen, die ich in meinen Tagen den Menschen meiner Zeit geben durfte, sehe ich mich verpflichtet, mit Wärme für dieses mir eben übersandte Büchlein einzutreten...

Es wäre eine falsche «Bescheidenheit», eine Bescheidenheit, die der Lüge nur allzu nahe käme, wollte ich nicht auch meinerseits bestätigen, daß die Übersetzer dieser kleinen Berichte völlig ihre Tragweite erkannten, daß sie auch in dem, was sie

*Bei den «Meister in Indien» handelt es sich nicht um Leuchtende im Sinne von Bô Yin Râ, sondern um den zu jener Zeit bekannt gewordenen Ramana Mahârshi und dessen Chela Sastriar.

**Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Paul Behnke, Alfred Müller und Edgar Treusein.

erläuternd hinzufügen zu müssen glaubten, mit größter Sorgfalt bemüht waren, sichersten Boden zu gewinnen, und daß so diese kleine Schrift eine Bedeutung erlangte, die sie hoch emporhebt über gar manches dickleibige Buch, in dem nach Art der Lederstrumpf- und Robinsongeschichten von denen gesprochen wird, deren geistigem Kreise ich zugehöre, nicht durch eigenes «Verdienst», oder als «Belohnung» meines Strebens, sondern weil sie mich selbst zu einem der ihren, und für die mir von ihnen gestellte schwere Aufgabe in sorglichster Weise bereiteten, wie sie auch jene, für einen kleineren Wirkungskreis Verpflichteten bereitet haben, von denen die vorliegenden Berichte eines offenbar sehr einfachen Mannes in ungekünstelter Weise erzählen.

Schon der Umstand, daß hier, wo gewiß die sprachliche Übersetzung an sich keine Schwierigkeiten bot, doch keiner der Übersetzer allein die Verantwortung auf sich nehmen wollte, ergibt einen Beweis dafür, wie sehr die drei Männer, die dieses Büchlein in deutscher Sprache vorlegen, sich bewußt waren, welche Wichtigkeit den Berichten zugesprochen werden muß, die tatsächlich von einem auch von mir in Freundschaft verehrten Wissenden weit höher geschätzt werden, als fast alle, sonst so schwer zugänglichen okkulti-

stischen Werke seiner wahrlich erlesenen und reichen Bibliothek. —

Mir ist vor allem maßgebend, daß in diesem kleinen Schriftchen jedes Wort, das die eigentliche Lehre betrifft, auf Wahrheit beruht, daß die allgemeine Charakterisierung der beiden «Meister» — vielleicht abgesehen von einigen wenigen und nicht ins Gewicht fallenden mythologisierenden Zügen — tatsächlich die menschliche Wesensart wirklicher «Meister» getreu widerspiegelt, und daß so der Suchende endlich befreit wird von den mysteriösen, theatermäßigen Vorstellungen, denen er in fast allen anderweitigen Berichten über angebliche Mahâtmas zu erliegen droht, wenn er sich nicht in gesundem Ekel vor derlei Mummenschanz abwendet und dabei dann allerdings auch das Körnchen Wahrheit, das hinter allen diesen mystifizierenden Erzählungen dennoch gesucht zu werden verdiente, völlig aus den Augen verliert. —

Ich kann daher das Büchlein «Meister in Indien» nur jedem Suchenden ohne Vorbehalt empfehlen und den von heiliger Ehrfurcht vor der Wahrheit erfüllten, bereits sehr «wissenden» Übersetzern Dank sagen, daß sie auf ihre Weise mithelfen, an Stelle verwirrender und phantastisch ausgeschmückter Sagen, einfache Tatsachen zu setzen, die allerdings weit weniger seltsam klingen als der

bisher meist verbreitete, auf üppig gedüngter Erde erwachsene mediumistische «Meister»-Spuk, dafür aber Wirklichkeit sprechen lassen, wo bisher Traumwahn orakelte. — —

Die Ausstattung der kleinen Schrift ist äußerst vornehm und die beiden, in vorzüglicher Reproduktion wiedergegebenen Photographien des «Meisters» Sastriar und des Mahârshi, seines höheren «Bruders», dürften jedem natürlichen, feineren Empfinden manches zu sagen haben, besonders im Vergleich zu gewissen angeblichen «Meisterbildern», die noch unglaublicherweise in so manchen okkultistischen, bzw. theosophischen Kreisen Verehrung genießen, obwohl wahrlich nicht allzuviel Kritikfähigkeit dazu gehören dürfte, diese letztgenannten Phantome einer überreizten Phantasie, die noch dazu in einer künstlerisch so unmöglichen Art gestaltet wurden, als das zu erkennen, was sie wirklich sind...

Ich hoffe und wünsche, daß die vorliegenden Berichte manches nur erträumte Ideal endgültig in sein leeres Nichts zurückweisen werden, um an dessen Stelle würdigeren Vorstellungen in bezug auf jene Geisteseinheit Platz zu schaffen, die tatsächlich von Menschen dieser Erde verkörpert wird, um Licht zu verbreiten, wo ohne sie nur der finsterste Aberglaube herrschen würde. — — —



**«NACHKLANG»
von Erika von Watzdorf-Bachoff**

Nachdem man geraume Zeit in deutschen Ländern einer gewissen Scheu vor jedem Gedichtband begegnet war, bewegt sich heute unstreitig das Interesse am Gedicht als solchem wieder in aufsteigender Linie. Man empfindet wieder den seelenlösenden Himmelstau, der aus wirklich guter Lyrik, wie aus keiner anderen Form dichterischen Schaffens sich über die eigene Stimmung herniedersenkt, weiß wieder jene subtilen Empfindungen zu schätzen, die Reim und Rhythmus der Sprache entlocken können, kurz: man liest wieder Gedichte!

Nun ist aber in unserer Zeit, in der jeder dritte Mensch mit leidlichem Geschmack oder grausamem Ungeschmack sich zum Reimen berufen fühlt, der Kunstform des Gedichtes arge Unbill widerfahren und widerfährt ihr noch Tag für Tag.

Die alte Gartenlaubenlyrik gräßlichen Angedenkens pudert und frisiert sich dem Zeitgeschmack entsprechend und gilt als «neue Dich-

tung», während auf der anderen Seite barbarische Sprachverstümmelung eine seltsame Clownerie ihre geschmacklosen Kapriolen schlagen läßt.

Einsam steht ferne all diesem betulich-beflissenen Gebahren der wirkliche Dichter, und gute Lyrik, die, aus klingender Seele geboren, der Muttersprache Laute in Musik zu wandeln weiß, ist seltener geworden als je. —

In solchen Tagen ist es geradezu ein Labsal, einem Gedichtbände zu begegnen wie dem vorliegenden.

Es sind durchweg nur kleinere Gedichte. Auf dem Titelblatt des schmalen, auch in seinem Äusseren überaus vornehm, still und edel wirkenden Bandes steht, gleichsam als Vorzeichen der Tonart, das Goethewort: —

«Jeden Nachklang fühlt mein Herz froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz in der Einsamkeit.»

Und so wie hier über dem Tor des Gartens dieser reifen, starken Dichterin ein Wort des von ihr ehrfurchtdurchdrungen erfüllten Größten steht,

so gibt sie auch jedem Blumenbeete ihres Gartens eine Inschrifttafel mit Versen Goethes.

Vielleicht kein ganz ungefährliches Unterfangen? — Aber wer diese reine, quellende Lyrik in sich trägt wie Erika von Watzdorf-Bachoff, der darf schon ruhig bewußt große Vergleiche wecken, die manchem anderen recht fatal werden könnten. —

«Heimat», «Einsamkeit und Erinnerung», «Weimar» und «Sternenfreundschaft» sind die vier Teile des Gedichtbandes überschrieben. Der Titel des Ganzen: «Nachklang», weist von selbst auf das lange vorher schon Erschienene zurück. Wem das Schaffen der Dichterin, die Johannes Schlaf wahrhaftig nicht zu Unrecht nur der Droste-Hülshoff an die Seite stellen zu dürfen glaubt, nicht ohnehin bekannt ist, dem seien hier ihre früheren Bände genannt: das stattliche Bändchen «Zwischen Frühling und Herbst», das bei Cotta erschien, sowie «Das Jahr und neue Gedichte», 1913 bei Kiepenheuer erschienen. Dazu kommt noch der feinsinnige, im Milieu ihrer Jugend spielende Roman «Maria und Yvonne», der ebenfalls bei Cotta verlegt wurde.

Es ist nicht die Aufgabe des Rezensenten eines Gedichtbandes, die einzelnen Gedichte irgendwie inhaltlich zu erläutern. Auch würde es mir

verfehlt scheinen, dies oder jenes Gedicht zitieren zu wollen, denn stets bleibt hier die Wahl viel zu subjektiv bestimmt, und es besteht die Gefahr, das Bild der Dichterin zu verzeichnen. Lyrische Kunst in höchster Vollendung, herbsüße Frauenlyrik voll rhythmischer Schönheit, eine Sprache, die restlos in Wohllaut und Klang aufgeht, bietet jede Seite des Bandes! Ich sage mit Vorbedacht: Frauenlyrik, denn nichts ist hier männlichem Fühlen nachempfunden, alles kündigt nur von dem reichen, starken Schwingen und Sehnen einer in Freud und Leid gleich erlebentiefen Frauenseele. Erika von Walzdorf-Bachoff gehört zu den wenigen Erlesenen der heutigen Menschheit, die in weiser Selbstgestaltung ihr Leben zu formen wissen, so daß nichts Unedles ihnen zu nahen vermag. Aus solcher Lebensformung fließt das Werk der Dichterin. Solcher Selbstdarstellung dankt sie die unbestreitbare Eigenform ihrer Gedichte. Wer Vollendetes liebt und Echtes zu beurteilen weiß, der wird ihre Kunst, die stets nur reifster Ausdruck innersten Fühlens ist, wahrlich zu schätzen wissen.



REZENSION, VIELLEICHT AUCH SELBSTANZEIGE*

ES kam ein Mensch zu mir, der einer meiner
nächsten Schüler werden mußte, weil er es
lange vorher schon im Geistigen war.

Dieser Mensch wurde mir zum intimsten
Freunde.

Was Wunder, wenn er als Kunsthistoriker sich
berufen und bewogen fand, ein Buch über meine
Kunst zu schreiben.

Ich kann dieses Buch nicht hinausgehen lassen,
ohne ihm ein paar Geleitworte mitzugeben.

Freilich kann ich nur über das Buch selber spre-
chen, denn es stünde mir übel an, seine Werturteile
zu begutachten.

*Bezieht sich auf «Der Maler Bô Yin Râ» von R. Schott, München, Hanfstaengl. 1927.
Eine zweite erweiterte Ausgabe erschien 1960 in der Koberschen
Verlagsbuchhandlung, Bern.

Was aber das Buch selber betrifft, so kann ich nur sagen, daß es mit einer Einfühlungssicherheit und genialen Erfassung des Wesentlichen geschrieben ist, die für mein eigenes Urteil sicher ans Wunderbare grenzt.

Es ist hier unendlich vieles zu Worte geworden, was mir selbst immer unaussprechlich schien.

Aber es ist die alte Geschichte: — ohne den Anschlag des Stahles springt der Funke nicht aus dem Feuerstein. — —

Ich sollte Rudolf Schott, der das Buch über den Maler Bô Yin Râ geschrieben hat, eigentlich recht «böse» sein, denn er hat mich bis aufs Blut gequält, um alles das aus mir heraus zu holen, was er für sein Buch zu brauchen glaubte.

Allein, das Resultat seiner unermüdlichen Arbeit zwingt mich denn doch, ihm vor aller Öffentlichkeit für die Tortur zu danken, der er mich so manchen Achtsturentag und manche Nachtstunde hindurch mit unerbittlicher Grausamkeit unterworfen hat.

Es war lediglich die Kunst seiner Fragestellung, die es mir ermöglichte, ihm tausend Dinge aufzuklären, die mir jedem anderen Menschen gegenüber als unsagbar erschienen wären.

So kam ein Material zutage, dessen Fülle mich selbst in Erstaunen versetzte.

Aber gerade auf dieses Material hatte es Schott abgesehen, und mit intuitiver Sicherheit wußte er daraus sein einzigartiges Buch zu gestalten.

Möge es allen die Augen öffnen, die sehen lernen wollen!

Ich habe nichts Besseres in ihre Hand zu geben. — —

Daß in dem Buche nichts besprochen ist, was nicht auch bildhaft dargestellt wäre, dürfte zweifellos als besonderer Vorzug zu betrachten sein.

Sollte man mehr in dieser Art erwarten, so wird der Autor auch noch mehr zu sagen und zu zeigen haben, obwohl er bereits hier wahrlich überreichen Stoff zum Nachdenken und Nachfühlen bietet.

Ich begrüße dieses Buch als Wegweiser für Tausende, ganz abgesehen davon, daß es ein wahrhaft zuverlässiger «Cicerone» ist in den Gebieten geistiger Kunst!

Dem Kunstverlag Hanfstaengl aber weiß ich Dank für die vorzügliche Ausstattung.



DAS BÔ YIN RÂ-BREVIER

von Rudolf Schott

Auf eine Anfrage an Bô Yin Râ, ob es ihm unerwünscht erscheinen würde, wenn wir das in unserem Verlag (Richard Hummel Verlag, Leipzig) seinerzeit erschienene obengenannte Brevier weiter propagierten, bzw. ob es durch seine Bücher unnötig sei und forthin zurückzuziehen wäre, erhielten wir nachfolgend wiedergegebene Antwort:

Ihre Anfrage kommt mir durchaus nicht überraschend, denn auch bei mir sind im Laufe der Zeit zahlreiche und einander stark widersprechende Urteile eingelaufen.

Es scheint mir aber ein allgemeiner Irrtum vorzuliegen, sowohl bei den begeisterten Freunden des «Breviers», wie bei seinen Kritikern, die gewiß formal im Recht sind, wenn sie dagegen geltend machen, daß man — herkömmlicherweise — sogenannte «Breviere» erst dann zusammenstelle, wenn man das Lebenswerk eines Autors als abgeschlossen betrachten dürfe. Jedoch folgt aus solchem Herkommen keinerlei Gesetz! Es ist

nicht einzusehen, weshalb man nicht aus jedem vorliegenden reichlichen Material an Sentenzen ein Buch zusammenstellen dürfte, einerlei, ob der Autor schon verstorben ist oder noch im Schaffen steht. An sich bedeutet ein Kurzbuch mit gesammelten Aussprüchen ja noch nichts Abschließendes. Meines Erachtens ist ein solches Buch überall da berechtigt, wo eine größere Reihe von Sentenzen jederzeit leicht zugänglich gemacht werden soll, einerlei ob von der gleichen Stelle her noch weiterhin Produktives ausgeht oder ob man vor einem bereits abgeschlossenen Lebenswerke steht.

Was aber nun das von Rudolf Schott aus meinen Werken zusammengestellte «Brevier» angeht, so liegt da ein Sonderfall vor, der eigentlich vielleicht von Anfang an einer Erläuterung bedurft hätte, denn meines Wissens kam es dem feinsinnigen Autor des Ludwig-Richter-Buches und der «Reise in Italien», der das ausgezeichnete Wort von der «inwendigen Antike» geprägt hat, viel weniger auf eine Sentenzensammlung an als eben um das Aufzeigen dieser von ihm auch in meinen Werken erfüllten «inwendigen Antike» unter Benutzung meiner eigenen Worte, die hier gleichzeitig das Aufgezeigte bestätigen sollten.

Gewiß dachte er daneben auch daran, daß die gegebenen Zitate manchem Leser meiner Werke zuweilen schon an sich willkommen sein könnten, — so etwa auf Reisen, wo die Bücher nicht alle mitgeführt werden, — oder auch um Neulingen einen bequemen Überblick verschaffen zu können über die Begriffs- und Gedankenkreise, die mein Lehren umfaßt. Er hat das ja auch in seiner, übrigens im Hauptinhalt wirklich ganz einzigartig bedeutungsvollen «Einführung» nebenher erwähnt. Aber weitaus wichtiger war ihm natürlich doch das, was er in den von ihm gewählten Zusammenfassungen mit meinen Worten aufzeigen wollte. Das erklärt auch seine Wahl der einzelnen Begriffe, durch die er meine Aussprüche zusammenbündelt, wie «Geist», «Seele», «Körper», «Ich», «Du» u.s.f., wie auch die nicht immer gleich erkundbare Motivierung für die mitunter scheinbar kaum gerechtfertigte Einbeziehung von einzelnen Aussprüchen, die ich vielleicht selber in einer bloßen Sentenzen-Anthologie nicht als besonderer Hervorhebung entsprechend erachtet hätte. Als ich aber einmal während unfreiwilliger Bettruhe die Möglichkeit fand, alles sorgfältig kontrollierend durchzulesen, blieb kein einziges Zitat übrig, von dem ich noch weiterhin geurteilt hätte, daß es an seiner Stelle überflüssig sei. Es wird auch das zuerst Befremdende sogleich deut-

lich, wenn man sich klar macht, daß die Aussprüche dazu dienen sollen, mein Verkündungswerk von verschiedenen Seiten her in klarer Kontur fassen zu lehren.

Gelegentlich ist mir in kritischen Äußerungen über das vermeintlich «überflüssige» — in Wahrheit aber so überaus zum Nachdenken anregende und seelisch fördernde — Werkchen, das da, unter Benutzung meiner Worte, über meine Bücher geschrieben ist, und vielleicht das Authentischste darstellt, was von einem Anderen darüber geschrieben werden kann, — auch der Einwand begegnet, es seien doch auch Stellen gebraucht, die in späteren Neuauflagen mehrerer Bücher endgültig eine andere Fassung erhalten haben. Dieser Einwand kommt aber nur zustande durch die recht merkwürdige Annahme, als bilde die endgültige Formung, wo sie von mir für notwendig gehalten wurde, etwa gar eine Negierung der vorher gebrauchten Formulierung. Wer zu solcher Ansicht neigt, dem muß ich jedoch hier eindeutig sagen, daß ich selbstverständlich zu jedem Wort stehe, das ich jemals in die Öffentlichkeit gegeben habe, so daß die späterhin erfolgte Andersformulierung natürlich niemals das zuerst gegebene Wort von meiner Verantwortung ablösen könnte.

Insofern stellt also Schotts «Brevier» geradezu den Beweis dafür dar, daß die mittlerweile in Neuausgaben einzelner meiner Bücher getroffenen Neuformulierungen natürlich nichts am Sinn des Ganzen verändert haben.

Aus all dem Vorstehenden werden Sie gewiß schon ersehen, daß ich das unter Verwendung meiner eigenen Worte seinerzeit von Rudolf Schott gestaltete Erläuterungswerk zu meinen Büchern, das er als «Brevier» herausgab, ganz gewiß nicht für etwas Überflüssiges halten kann. Natürlich will und kann dieses Buch, auch wenn es das, was Schott die «inwendige Antike» nennt, an meinen eigenen Worten aufzeigt, niemals auch nur eines meiner Bücher «ersetzen», aber man würde sich ja auch einer kuriosen Vorstellung hingeben, wenn man der törichten Annahme Raum lassen wollte, als wäre die doch von mir gutgeheißene Entstehung des «Breviers» der Absicht zu verdanken, einen «Ersatz» für meine Bücher zu schaffen.

Ich bin Ihnen nur dankbar, wenn Sie dem «Brevier» auch weiterhin die Wege zu denen offenhalten wollen, die es brauchen können, was von jedem Leser meiner Bücher mit Bestimmtheit zu sagen ist! Freilich sollte kein Benützer dieses «Breviers» darin nur eine bloße Anthologie sehen, sondern in erster Linie ein in acht Kapiteln bewußt aus

meinen Worten gestaltetes Buch über mein Verkündigungswerk, das ihm für sehr vieles in meinen Büchern die Augen öffnen kann. Auch die «Einführung» Schotts ist dabei gewiß nicht auszunehmen!

**ZUR MITARBEIT
AN DEN
«MAGISCHEN BLÄTTERN»
UND AN DER
«SÄULE»**



ZUSCHRIFTEN AN BÔ YIN RÂ

BÔ YIN RÂ bittet um Veröffentlichung nachfolgender Zeilen:

«Je mehr meine Bücher zu einem wertvollen Besitz vieler Leser werden, desto ungeheuerlicher häuft sich die Masse der Zuschriften, die mir direkt oder durch Verlagsvermittlung zugehen, entweder um Dank und Freude Ausdruck zu geben, oder um persönliche Fragen zu stellen.

Anfänglich versuchte ich, alle derartigen Briefe gewissenhaft zu beantworten; wollte ich aber auch weiter bei dieser Gepflogenheit bleiben, dann müßte ich jede andere Tätigkeit einstellen und könnte dennoch die Stöße von Briefen nicht auf solche Weise beantworten, wie es meinem Empfinden und meinem Willen, Hilfe zu bringen, entsprechen würde. —

Es ist im übrigen bis auf den heutigen Tag noch keine einzige Anfrage an mich ergangen, auf die sich der Fragende mit einigem guten Willen und

etwas Nachsinnen, auf Grund logischer Folgerungen aus den durch mich gegebenen Lehren, nicht selbst die Antwort hätte geben können...

Jene anderen zahllosen Zuschriften aber, die nur dem Dank und der Freude, oder der inneren Zustimmung des Herzens Ausdruck geben sollen, muß ich leider gleichfalls fürderhin unbeantwortet lassen, obwohl ich gewiß gern jedem einzelnen Briefschreiber von Herzen danken möchte.

Vielfach scheinen die Absender der an mich gerichteten Briefe anzunehmen, daß die Einsendung des Rückportos alle der Antwort im Wege stehenden Umstände beseitigen müsse. Gern wollte ich jedoch die Portospesen tragen, sähe ich überhaupt noch eine Möglichkeit, all diese Briefe zu beantworten, ohne meine anderen bindenden Lebenspflichten zu vernachlässigen, ja gänzlich unerfüllt zu lassen.

Allen, die in den letzten Monaten an mich geschrieben haben und keine Antwort mehr erhalten konnten, sage ich hiermit herzlichen Dank und bitte zugleich, die Nichtbeantwortung nicht als Zeichen der mangelnden Anteilnahme an dem jeweiligen Einzelschicksal auslegen zu wollen! —

Ich bin kaum mehr imstande, auch nur alles zu lesen, was man mir zuschickt, und ich glaube

nichts Unmögliches zu erwarten, wenn ich annehme, daß man bei einiger Überlegung begreifen wird, wie vieles durch meine Geistesarbeit getan sein will, und daß auch ich nicht in der Lage bin, zu gleicher Zeit den mir übertragenen Pflichten zu genügen, wenn ich von Sonnenaufgang bis zur Mitternacht nur Zuschriften beantworten wollte.»



AN UNSEREN LESERKREIS!

BÔ YIN RÂ ersucht uns um die Verbreitung folgender Mitteilung:

In den letzten Jahrgängen der «Säule» (bzw. der «Magischen Blätter») waren zahlreiche Beiträge von mir zu finden, so daß es manchen Lesern zuletzt als ganz selbstverständlich erschien, daß sie in jeder Nummer der Zeitschrift meinen Abhandlungen begegnen müßten.

Nun liegt es aber gewiß nicht in der Art meines Lehrauftrags, die Mitarbeit an Zeitschriften zu erstreben, sondern es hatte sich zwanglos aus dem freundschaftlichen und Schülerverhältnis des Herausgebers und Verlegers der «Säule» zu mir ergeben, daß ich dieser seiner Zeitschrift einzelne in sich geschlossene Teile meiner für zukünftiges Erscheinen in Buchform vorbereiteten Schriften zum Vorabdruck überließ.

Gelegentlich nur kamen auch Themen zur Behandlung, die der Tag nahegelegt hatte und über

die ich mich den Lesern der Zeitschrift gegenüber äußern wollte.

Niemals aber war es von mir beabsichtigt, meinerseits die «Magischen Blätter» oder die «Säule» ad infinitum mit Beiträgen versehen zu wollen, sondern ich hoffte stets darauf, daß sich ein Stab gediegener Mitarbeiter zusammenschließen möge um mir die Mitsorge für die als nötig und bedeutsam erachtete Zeitschrift abzunehmen.

Mehr und mehr fand diese Hoffnung auch ihre Erfüllung, und gleichzeitig plante der Verlag eine gewisse Neugestaltung der «Säule», wie sie der laufende neunte Jahrgang bereits erfreulicherweise zeigt.

Hier war die Zeit meiner Entlastung nun gekommen und wenn ich auch wußte, daß ein künftiger Ausfall meiner Beiträge vorerst zu allerlei Legendenbildungen Anlaß werden könne, so durfte ich mir doch auch sagen, daß alle einsichtigen Leser alsbald auf die Spur der wahren Gründe meines Zurücktretens als «Mitarbeiter» der Zeitschrift geführt würden, die mir so nahe steht wie je zuvor.

Was mir aber da und dort neuerlich zu Ohren kommt, läßt es mir nachgerade als Pflicht erscheinen, den Lesern der «Säule» klar und deutlich zu

sagen, wie ferne der Wahrheit alle Vermutungen sind, die aus dem Fehlen meiner Beiträge auf irgendwelche Veränderung meiner Wertschätzung der Zeitschrift oder gar ihres Herausgebers und Verlegers schließen möchten!

Ich stehe der Neugestaltung der «Säule» seit Beginn des laufenden neunten Jahrgangs sogar mit besonderer Sympathie gegenüber und bin sicher, daß Herausgeber und Mitarbeiter auf dem nun betretenen Wege immer Besseres schaffen, immer mehr segensreiche Klärung bringen werden.

Was ich persönlich den Lesern der «Säule» zu sagen habe, ist allein in meinen Büchern zu finden und soll nur dort gesucht werden!

Die Zeitschrift hat nicht den Zweck, mich zu Wort kommen zu lassen, sondern soll durch dazu Berufene, — aber auch nur durch solche! — Fragen der Lebenspraxis, Probleme der Vorstellung und der zeitgegebenen Mentalität im Lichte der durch mein Wirken verbreiteten Lehren klären helfen, — soll aufzeigen, wie die unerschütterbare Wahrheit dieser Lehren den nach ihnen Lebenden offenbar und bestimmend wurde. —

Längst gemahnt, meine physische Gesundheit nicht ganz außer acht zu laßen, die durch eine allen Nahestehenden bekannte, beispiellose Ar-

beitsüberbürdung und stete Sorge um Andere seit Jahren um ihre primitivsten Rechte kam, muß ich auch die äußeren Bedingungen zu erhalten suchen um alle Kraft auf das Werk konzentrieren zu können, das mir zu vollbringen geboten ist und das wahrlich den ganzen Menschen verlangt...

Daß die Nötigung, einzelne Teile aus noch unvollendeten Schriften in den Vorabdruck hinzugeben, zur quälenden Störung der Arbeit an der Endgestaltung einer Schrift werden kann, brauche ich wohl keinem Menschen zu sagen, der die Bedingungen geistigen Schaffens auch nur von ferne erahnt. —

Manches ist mir so in den Jahren meiner «Mitarbeit» an der Zeitschrift verlorengegangen, was ich bis heute noch nicht wiederbringen konnte. — —

Unmöglich aber wäre es mir, außer allem anderen Tun das meine Kräfte braucht, noch besondere Abhandlungen, nur für die «Säule» bestimmt, zu formen, und wie ich oben dargelegt zu haben glaube, ist es auch gewiß nicht mehr vonnöten.

Hier sollen nun Menschen sprechen, die in sich erlebten, was meine Schriften sie erleben lehrten,

und die befähigt sind in Wortgestalt zu formen was sie innerlich erfüllt.

Alle Unfähigkeit zur Darstellung, — alle Unzulänglichkeit der Gestaltung aber möge diesen Blättern fernebleiben, und jeder der an ihnen mitzuarbeiten berufen ist, sei stets sich der Verantwortung bewußt, die jeder übernimmt, der Anderen auf seine Weise Hilfe bringen will, damit auch ihnen nach der Weise ihrer Seele Licht und Wahrheit werde. — —



**MEIN «GLÜCKWUNSCH»
an den Herausgeber der «Säule»**

HIER sollte der mir freundschaftlich nahestehende Herausgeber der «Säule» eigentlich weghören, denn was ich sagen will, gilt zwar ihm und seiner Arbeit, geht aber mehr seine Freunde und vielleicht — auch Feinde — an, als ihn selbst.

Was ich ihm selbst zu sagen hatte, ob es nun Anerkennung war oder zuweilen auch ernste Kritik, das hat er stets in direkter Aussprache erfahren, und so wird er auch heute wieder von mir hören wie ich's meine, ohne daß ich dazu des freundlichen Setzers Mithilfe in Anspruch nehmen möchte.

Ich will hier nur zu den Lesern dieser Zeitschrift sprechen, die mit dem vorliegenden Heft ihren zehnten Jahrgang erfolgreich vollendet.

Mit der Zeitschrift feiert zugleich ihr Verlag sein zehnjähriges Bestehen.

Was das in so schwerer Zeit heißen will, wissen am besten die dem Buchhandel Nahestehenden,

die während dieser zehn Jahre so viele Verlage und Zeitschriften entstehen, aber auch alsbald wieder verschwinden sahen. — —

Es ist gewiß leicht, an der allgemeinen Berufstätigkeit eines Verlegers, und noch leichter, an einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift Kritik zu üben, aber oft recht schwer, der trotz allem Anlaß zur Kritik dennoch geleisteten positiven Arbeit gerecht zu werden.

Auch ich konnte mich in Sachen der «Säule» gewiß nicht immer einer wohlwollenden Kritik enthalten, — auch mir erschien gewiß nicht jeder Beitrag, dem die Zeitschrift Raum gab, der Aufnahme würdig, und noch weniger konnte ich eine allzu weitherzige Liberalität gutheißen, die in der Aufnahme von Beilagen oder auch redaktionell befürworteten Buchanzeigen zum Ausdruck kam, und zu der sich der Verleger für beruflich verpflichtet halten mochte.

Ich muß aber nachdrücklichst dennoch betonen, daß es recht verkehrt wäre, aus solchen sichtlichen Mißgriffen heraus voreilige Schlüsse zu ziehen und die geistige Einstellung des Herausgebers, der hier sein eigener Verleger ist, besorgt in Frage zu stellen.

Ich weiß, daß stets nur das Beste erstrebt wurde, auch dann, wenn die Wohlmeinenden

schärfste Kritik üben zu müssen meinten und oft auch mich auf ihrer Seite fanden.

Nicht umsonst stehe ich bis auf den heutigen Tag dieser Zeitschrift mit allem Vertrauen und mit den wärmsten Wünschen für ihr ferneres Gedeihen gegenüber!

Nicht umsonst verbindet mich aufrichtigste Befreundung und Hochschätzung mit ihrem Herausgeber und Verleger!

Nur zu gut kenne ich die großen Schwierigkeiten, denen sein lauterer Wille sich in diesen zehn Jahren immer wieder gegenüber sah, und ebenso weiß ich, daß so manches, was andere zur Kritik nötigte, auch von ihm nicht gebilligt wurde, mochte er es auch, der Macht äußerer Verhältnisse gegenüber, nicht verhüten können.

Es steckt eine immense Arbeit und ein ganz ungewöhnliches Maß freudiger Hingebung in diesen zehn Jahrgängen der Zeitschrift und der gleichzeitigen Verlagsentwicklung, ganz abgesehen von dem tiefen Bewußtsein, durch das alles mit den eigenen Kräften der Ausbreitung geistigen Lichtes zu dienen!

Die in solcher Weise betriebene Treue der einmal gestellten Aufgabe gegenüber, verdient um so mehr Anerkennung, weil es sich im wesentlichen

hier stets nur um ein Wirken aus idealer Intention handelte, die bei allem, was sie erstrebte, das materiell Mögliche streng im Auge behalten mußte.

Allzuwenig wird beachtet, daß es sich hier um eine Zeitschrift handelt, die einer noch keineswegs konventionell ausgemünzten Form geistiger Erkenntnisse Ausbreitung zu schaffen sucht, so daß es überaus schwer hält, die wirklich geeigneten und allen Einwänden überlegenen Mitarbeiter zu erlangen.

Ebensowenig aber ist man sich auch der Tatsache bewußt, daß der Bezugspreis einer Zeitschrift, die sich nach Möglichkeit von artfremden Inseraten und Beilagen freihalten soll, kaum die Druck- und Versandkosten deckt, so daß es der Beihilfe vieler, die heute noch lässig, wenn auch wohlmeinend und kritikbereit zur Seite stehen, bedürfte, um das an sich auch finanziell gesunde, gegebene Fundament zu einem seiner Tragkraft entsprechenden Aus- und Aufbau zu nutzen. —

Aus allen diesen Erwägungen heraus kann ich meinem Glückwunsch zur Vollendung des zehnten Jahrgangs dieser Zeitschrift nur die Form des Appells an alle, die es angeht, geben, sich selbst einmal zu überlegen, ob das, was da nun bereits ein volles Jahrzehnt überdauerte, nicht doch da-

mit den Beweis seiner Notwendigkeit erbrachte, und somit auch den Beweis einer Ausbaufähigkeit, die sich nur dann in der Tat bewirken läßt, wenn gleichstrebende Beihilfe sich dem Herausgeber und Verleger freudig zu verbinden gewillt ist. —

Geschieht, was Einsicht und Weitblick hier mit einigem Einsatz der im irdischen Getriebe auch dem Geistigen nötigen Mittel bewirken können, so bin ich ganz außer Sorge über die Frage maßgeblicher Mitarbeiterschaft, die der «Säule» jenes Niveau sichern wird, das die näheren Freunde der Zeitschrift von ihr mit Fug und Recht erwarten.

Dann dürfte nach der Vollendung eines weiteren Jahrzehnts wohl kaum noch die Frage erhoben werden können, ob solcher Ausbau vonnöten war und ob sich der hierfür bereitgestellte Einsatz lohnte. —

Der Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift wird stets das Verdienst für sich in Anspruch nehmen können, ihre Fundamente so tief verankert zu haben, daß sie auch den hochragendsten Aufbau zu tragen imstande sein würden.

**DANKESADRESSEN
ZUM
50. UND 60. GEBURTSTAG**



DANK

ES sind mir zu meinem fünfzigsten Geburtstag fast unzählige Glückwunschbriefe und Telegramme ins Haus geflogen, so daß meine anfängliche Absicht, jedem einzelnen Gratulanten persönlich zu danken, sich leider als unausführbar erweist, und ich mich in der Zwangslage sehe, wenigstens von den Lesern dieser Zeitschrift die Erleichterung erbitten zu müssen, daß sie mir gütig erlauben, ihnen auf diese Weise von Herzen Dank zu sagen. —

Wenn auch der so überreich gefeierte, mit Blumengrüßen und Geschenken bedachte Tag für mich nur insofern von besonderer Bedeutung war, als noch vor kurzer Zeit nicht allzusicher stand, daß ich ihn in dieser Sichtbarkeit erleben würde, so waren mir doch diese unerwartet zahlreichen Zeichen der Liebe und Verehrung, die mir aus aller Welt zugesandt wurden, Anlaß gerührter Freude und Dankbarkeit genug, um ihn in frohem Festempfinden und mit heißen Segens-

wünschen für Alle, die mich liebend zu ehren suchten, als rechten «Feiertag» zu begehen. — —

Freilich nehme ich die mir entgegengebrachte Liebe und Ehrung auch gewiß nicht für mich persönlich in Anspruch, sondern sehe in dem allen nur die freudige Dankbarkeit der Seelen, die an Hand der durch meine Bücher der Welt wiedergeschenkten Lehren, beglückt zu sich selber fanden, und in sich selbst zu ihrem lebendigen Gott.

Daß ich noch weiterhin allen zum Lichte Strebenden auf den Weg helfen darf, ist für mich das schönste Geschenk des Himmels, denn ich weiß nur zu gut, welche Aufgaben noch darauf warten, von mir getan zu werden...

In Zeiten hoher religiöser Kultur ist es verhältnismäßig ein Leichtes, den Weg zum Lichte zu zeigen, da im Vorstellungsleben Aller die grundlegenden Voraussetzungen gegeben sind, die zunächst einmal da sein müssen, soll einige Hoffnung bestehen, daß es gelinge, die Augen der ernstlich Suchenden zu öffnen.

Heute aber gilt es vor allem, erst einmal diese Voraussetzungen wieder zu schaffen, und der Weg, der gezeigt werden soll, ist überdies derart von dürrem und grünem Gestrüpp überwuchert, daß es vonnöten ist, ihn erst wieder zu bahnen und al-

lenthalben neue Wegmarken zu setzen, damit der Suchende vor den verderblichsten Irrgängen bewahrt werde. —

So sehe ich denn bis heute noch kaum das Allernötigste getan, wenn meine Lebensaufgabe wirklich erfüllt werden soll, und mehr denn je bin ich mir heute der Tatsache bewußt, daß mein Wirken durchaus nicht außerhalb der Gesetze steht, die jegliches menschliche Schaffen bestimmen, so daß auch in meinem Verkündungswerke ohne Zweifel die Linie einer allmählichen Entfaltung einst feststellbar sein wird, sei es auch nur im Hinblick auf die Fähigkeit, das oft fast Unsagbare in Worten menschlicher Sprache zum Ausdruck zu bringen...

Aus innerster Gewißheit kann ich sagen, daß ich wohl auch nach weiteren fünfzig Jahren, wenn solches im Bereich der mir bestimmten irdischen Lebensbahn gegeben wäre, mich noch in gleicher Weise erst am Beginn meines Wirkens fühlen würde, denn keine Kunst der Sprache ist jemals vollendet genug, um dessen wahrhaft würdig zu werden, was ich meinen Mitmenschen hier auf Erden zu Bewußtsein bringen soll! — —

In solcher Erkenntnis weiterwirkend, danke ich allen, die den «Weg» betreten haben, daß sie

nicht Anstoß nahmen an dem, was etwa Mangel menschlichen Ausdrucksvermögens nicht zu faßlichster Verständlichkeit kommen ließ, und sich an das unmißdeutbar Gegebene hielten, das in ihrem eigenen Herzen Widerhall fand, um so zur Gewißheit auch dessen zu gelangen, was meine Worte noch im Dunkel lassen mußten! —

Möge es mir beschieden sein, den Pfad immer mehr erhellen zu dürfen, zum Besten derer, die ihn bereits betreten haben, wie nicht minder aller jener, die ihn, durch meine Worte bewegt, zukünftig in sich suchen wollen! —

Die frohe Hoffnung, für Gegenwart und alle Zukunft Weg und Ziel stets lichter und klarer bezeichnen zu können, und damit die Zahl der Menschen zu vermehren, die schon hier auf Erden zum untrüglichen Bewußtsein ihres ewigen Lebens gelangen, läßt mir vor allem anderen mein weiteres Erdendasein, dem es an Mühe, Arbeit und Sorge wahrlich noch niemals fehlte, als aller mir so liebevoll zugedachten Wünsche wert erscheinen! — —

Im Dezember, 1926



DANK

ES ist gewiß nicht die Schuld der Schriftleitung dieser Zeitschrift*, wenn meine Worte des Dankes erst so spät all jenen Lesern vermittelt werden, die mir bei Gelegenheit meines fünfzigsten Geburtstages liebe Grüße und Glückwünsche sandten.

Äußere Umstände verschiedener Art ließen mich nicht eher dazu kommen, das hier Gesagte niederzuschreiben, und diese Verzögerung war mitbedingt durch meine anfängliche Absicht, den einzelnen Gratulanten, wenn irgend möglich, brieflich zu danken oder danken zu lassen.

Leider wurde das zu einem Ding der Unmöglichkeit.

So hoffe ich denn, daß mein verspäteter Dank wohl doch auch jetzt noch entgegengenommen werden mag, und daß man es mir nicht verübelt,

*«Magnum Opus», Freiburg i. Br.

wenn ich ihn nur auf diese Weise zum Ausdruck bringen kann.

Wenn ich auch selbst sehr wenig Wert auf die Wiederkehr der Daten des Kalenders lege, so war es mir doch wahrhaft wohltuend und beglückend, von so vielen zum Lichte Strebenden aus aller Welt die rührendsten Zeichen der Verehrung und Liebe zu empfangen.

Ich bin dabei sehr weit davon entfernt, diese Bekundungen der Dankbarkeit etwa auf mich persönlich zu beziehen, und es wurde mir vielmehr Anlaß besonderer Vertiefung meiner Freude, alles, was man mir zu sagen kam, geistig an der Quelle niederlegen zu können, aus der die Lehre entströmt, der ich den Weg zu den Herzen zu bereiten suche...

Aus den allermeisten Zuschriften war denn auch wirklich bereits zu ersehen, daß die mich Begrüßenden im Innersten erfüllt oder erahnt haben, um was es sich in meinem Wirken handelt und allein handeln kann, und wenn andere auch noch erkennen ließen, daß ihnen noch nicht recht zu Bewußtsein kam, wie weit entfernt die Offenbarung des Urlichtes, die allein ich der Welt zu vermitteln habe, aller spekulativ erdachten Erdenweisheit ist — wenn auch einige gar mir dan-

ken zu müssen glaubten für meine «tiefschürfenden Gedanken» oder meine «lebensbejahende Philosophie», so war doch auch das herzlich gut gemeint, und ich zweifle kaum daran, daß auch diesen noch mehr außen Stehenden im Verlaufe der Zeit ein tieferes Eindringen möglich werden wird, wie es die Erkenntnis der ewig unwandelbaren Wahrheit nun einmal fordert.

Wenn man mir Gutes wünscht für mein weiteres äußeres Erdendasein, so sehe ich das mir wünschenswerteste Gute vor allem darin, daß es die hohen Geistesmächte, denen ich alles danke, also lenken möchten, daß auch jene Suchenden, die jetzt noch fernab stehen und im Dunkeln tasten, dereinst zu glückbewegten Findern werden.

Der Weg zum Lichte ist wahrlich durch meine Lehre schon aufs deutlichste gezeigt und all mein Wirken kann jetzt nur noch dazu dienen, ihn immer aufs neue auch denen zu zeigen, die noch in der Wildnis irren, oder ihn zu finden meinen, wo er nicht zu finden ist.

Wohl weiß ich, was noch vor mir liegt, wenn ich im Laufe der Jahre allem noch Ausdruck schaffen soll, was denen helfen kann, die redlichen Herzens nach dem Licht der Ewigkeit verlangen — wenn ich alle erreichen will, die noch befangen sind im Wahn: als handle es sich hier um etwas,

das der Strebende erlangen könne, wenn er sich im Denken dazu aufzuschwingen wisse...

Nur die wenigsten ahnen allbereits, daß die Befriedigung, die uns gedankliches Erschließen bringen kann, zwar recht erfreulich sein mag, aber keineswegs auch nur das mindeste uns nützt, wenn dieser Erdenleib dereinst verlassen werden muß. — — —

So rede ich denn vielen noch wie in einer ihnen fremden Sprache, weil sie gewohnheitsmäßig meine Worte bildlich nehmen, dort wo ich vom Geiste als von jener höchsten Wirklichkeit zu sprechen habe, die allem Denken unvergleichbar ist.

Von Schein und Scheinweisheit geblendete Augen gilt es vor allem erst zu heilen, und leider weiß ich, daß Jahrtausende vergehen werden, ehe wieder einer kommen wird, der hier Arzt sein kann, wenn es auch niemals an Quacksalbern und unberufenen, eigenmächtigen Kurpfuschern fehlen wird, und ebensowenig an solchen Menschen, die das Heil stets nur dort erwarten, wo es niemals zu erlangen ist. —

So danke ich denn allen, die mir segensreiches weiteres Wirken wünschten, insonderheit auch im Namen derer, denen mein Wirken noch gar sehr vonnöten ist! —

Im Januar 1927



DEN GRATULANTEN ZU MEINEM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

DIE in den Ländern des Sonnenaufgangs geltende Gepflogenheit, am Geburtstag eines Menschen lediglich seiner Mutter zu gedenken, da er ja bei dem Ereignis seiner Geburt nur passiv beteiligt war, entspricht durchaus meinem eigenen Empfinden, so daß ich nach allen in Betracht kommenden Seiten hin eindringlich den Wunsch geäußert hatte, man möge von der platten Tatsache, daß sich zum sechzigsten Male die jährliche Wiederkehr des Datums meines Eintretens in dieses Erdendasein ereigne, keinerlei Notiz nehmen.

Nun ist jedoch trotzdem an diesem Tage eine derartige Menge von Gratulationen bei mir eingelaufen, daß ich mich vor die Frage gestellt sehe, ob meine Auffassung nicht, etwas zu einseitig, von anderen eine Zurückhaltung erwartet habe, wo mit Freuden die Gelegenheit erwünscht worden war, einem vielfach empfundenen seelischen Drängen Ausdruck geben zu dürfen.

Ich mag auch nicht verschweigen, daß ich mich nun dennoch mit jeder, auch der bescheidensten

Gratulation gefreut habe, wenn ich auch nur den allergeringsten Teil von dem mir Zuggedachten am gemeinten Tage selbst einzusehen vermochte.

Was mich aber jetzt, nachdem ich endlich alles gelesen habe, am allermeisten freut, ist die in so vielen kurzen und längeren Briefen zu findende, fast wörtliche Wiederkehr des Satzes: «Was wäre aus mir geworden, hätte mir eine unsichtbare Führung nicht vor Jahren Ihre Bücher zugeleitet, die mir nun sichere Wegweiser auch in allen Angelegenheiten des äusseren Alltagslebens geworden sind, so daß ich sie nie mehr missen möchte!»

Ich muß unumwunden sagen, daß mir diese, nur auf die Werte praktischer irdischer Lebensgestaltung bezogenen Dankesbekenntnisse fast noch mehr Freude bereitet haben, als die vielen, mir gewiß überaus erfreulichen Beweise der seelischen Einfühlung in die von mir so vielgestaltig dargebotenen Schilderungen der inneren Struktur des ewigen Geisteslebens, das unser aller Daseinsgrund ist, denn die vom Innersten der Seele her gesicherte Aufnahme ewig unwandelbarer Geisteswirklichkeit sollte ja jedem meiner Mitmenschen, der über ein gesundes Empfindungsvermögen und klares Denken verfügt, ganz selbstverständliches Ergebnis der Beschäftigung mit meinem nun abgeschlossenen Lehrwerk sein,

während das Hereinwirken ins praktische, durch so mancherlei äußere Umstände gemeinsam bestimmte Alltagsleben mit seinen notwendigen Anforderungen, schon «die Probe aufs Exempel» darstellt.

Aber alle Gratulanten — ohne jegliche Ausnahme — soweit sie durch diese Zeitschrift erreichbar sind, dürfen gewiß sein, daß sie mir mit ihrem Gedenken Freude bereitet haben. Allen sei hiermit von Herzen gedankt!

Mit allen Segenswünschen für jeden der überaus Vielen, denen ich auf keine andere Weise im einzelnen antworten kann.

Im November 1936

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN



EIN LEBEN

DIE Menschen, denen ich das Leben danke, waren einfache Leute, aber beider Familien standen in ihrem Kreise in hohem Ansehen, das durch Besitz, Tüchtigkeit und persönliche Würde, mehr aber noch durch Rechtlichkeit und Wohltätigkeit begründet war.

Frömmigkeit, in den Formen der Kirche Roms, war erblich.

Mein Vater, ein strenger Mann, dem alles Menschliche Sünde war, ist niemals lachend gesehen worden.

Meine Mutter, eine tiefreligiöse Frau, voll echter Mystik, lebte in ständiger Gemeinschaft mit den heiligen Wesen, die sie nach katholischer Lehre verehrte, und ihre Andacht war mehr ein Schauen als bloßer Glaube.

Ich war etwa 7 Jahre und einige Tage alt, als zum erstenmal ein Bote jener Gemeinschaft, deren Bruder ich heute bin, sichtbar in mein Leben trat. —

An einem strahlend schönen Sonntag-Morgen lag ich, erfrischt durch einen gesunden Kinderschlaf, bereits völlig erwacht in meinem kleinen Bette.

Die Sonne schien durch das geöffnete Fenster und erfüllte den ganzen Raum mit Licht.

Die Mutter war zur «Frühmesse» gegangen, während wohl der Vater, wie es seine Gewohnheit auch später war, in dem alten Predigtbuch, dem Geschenk eines verstorbenen geistlichen Freundes, die auf den Sonntag gerade bezügliche Predigt las.

Ich hatte nur die Mutter gesehen, bevor sie zur Kirche ging.

Während ich nun so lag, in froher Erwartung der Rückkehr der Mutter, — plötzlich, ohne daß eine Türe sich geöffnet hätte, stand zu Füßen meines Bettes ein alter Mann im Sonnenschein, angehan mit seltsamen und mir recht ärmlich erscheinenden dicken Wintergewändern. (Heute weiß ich, daß es die im Innern Hochasiens übliche Wintertracht war).

Ich sah sein braunes durchfurchtes Gesicht und glaubte zuerst, es sei ein alter Bettler, der öfter ins Haus kam um ein Essen zu erhalten.

Erschreckt schrie ich auf.

Der Vater, seit Jahren sehr schwerhörig, konnte mich nicht vernehmen. Die Gestalt jedoch kehrte sich nicht an meinen Angstschrei und der Gesichtsausdruck des alten Mannes hatte etwas so unbeschreiblich Gütiges, daß ich sogleich darauf mich völlig sicher fühlte.

Ich «wußte», daß er irgend etwas Gutes für mich hier zu tun habe, ohne mir Rechenschaft zu geben darüber, was das wohl wäre. —

Mit einem Gefühl der Neugierde und des Vertrauens zugleich betrachtete ich bald das faltige, und so unendlich gütige Gesicht, bald den seltsamen Mantel, der mir besonders merkwürdig war, weil die Ärmel viel zu lang und weit über die Hände herabreichten. Bilder, auf denen so etwas dargestellt gewesen wäre, hatte ich niemals gesehen.

Da hob er langsam und bedächtig den Arm, streifte den überlangen Ärmel zurück, und kam zur Seite meines Bettes.

Ich war so unerklärlich vertrauensvoll, daß ich es diesmal, ohne zu schreien und ganz von Angst befreit, geschehen ließ, daß er mit der rechten Hand, einer Hand mit vornehmen feinen Fin-

gern, langsam über meine Decke strich. Dabei verweilte er Augenblicke über meinen Füßen, über den Knien, dann über dem Herzen und zuletzt legte er die feine zarte Hand auf meine Stirne.

Dabei schlief ich ein. — —

Ich erwachte erst, als längst die Mutter von der Kirche zurückgekommen war.

«Wo ist der Mann? — Wer war denn der Mann? — Er muß ja noch hier sein. — Du weißt gewiß wer er ist.» —

So bestürmte ich meine Mutter mit Fragen, die sie ängstlich bestürzt anhörte.

Nachdem auch der Vater meine Worte gehört hatte, wurde zu meinem größten Leidwesen entschieden, ich dürfe heute nicht mit zum Hochamt, sondern müsse mich ausschlafen.

Nach dem Frühstück wurde das Zimmer verdunkelt, alles Protestieren half nichts, und ich mußte «schlafen».

Ich schlief aber nicht. —

Stets suchten meine Augen den alten Mann, jedoch er kam nicht wieder.

Dabei hatte ich eine brennende Sehnsucht nach ihm und versprach mir hoch und heilig, daß ich, wenn er wiederkäme, gewiß nicht mehr schreien würde. Er kam nicht, aber alles im Zimmer schien mir lebendig geworden.

Ich fühlte mich, wie wenn eine ganze Gesellschaft guter Leute um mich wäre. Dabei war mir leicht und so froh zumute, daß ich schließlich die Betthaft nicht mehr aushielt und unversehens, gewaschen und angezogen, neben der Mutter in der Küche stand. Sie mochte wohl sehen, daß mir nichts fehlte und so wurde mir erlaubt, hinab zum Garten zu gehen, wo ich noch den ganzen Morgen hinter jedem Busch und wo es nur ein Versteck gab, nach dem alten Manne suchte.

Alle Gärtnerburschen wurden befragt nach ihm und kein Auslachen konnte mich irre machen.

Ich wurde älter.

Das religiöse Leben, in der Art wie meine Mutter es pflegte und es mir nahelegte, übte große Anziehungskraft auf mich aus.

Im übrigen war ich ein völlig normaler Junge, mit allen guten und üblen Eigenschaften.

Tollkühn und waghalsig trieb ich mich viel im Freien, im Wald und Feld herum, und lebte des Glaubens, daß mir nie etwas geschehen könne. Kein Baum war zu hoch, kein Abhang zu steil zum Erklettern, kein Mensch und kein Tier wurde gefürchtet. Im religiösen Leben aber war der ganze Junge ein Anderer.

Alle die Worte der Liturgie, alle Symbole des Ritus wurden von mir mit einer tiefen klaren Bedeutung erfüllt und es wurden mir in dieser Weise Dinge klar, über die ich gelegentlich von Erwachsenen als von «unerklärlichen Rätseln» sprechen hörte.

Ich fürchtete mich, etwas von dem zu verraten, was ich «wußte», denn es war so ganz anders als die Erklärungen der Predigt, oder die des Katechismus. Nicht im geringsten aber konnten mich diese anderen Meinungen irre machen an dem, was ich auf diese innere klare Weise schaute. So ging es lange Jahre, bis im halbwegs Erwachsenen die äußeren Zweifel an Kirche und kirchliche Lehre erwachten.

Da fielen wohl manche Formen, aber für jede «Form» war schon ein tieferer «Inhalt» in mir lebendig. Der «alte Mann» war fast vergessen, jedoch an seiner Stelle stand etwas, das immer,

selbst in den tollsten Stunden, um mich war und das mich nur deshalb an ihn denken ließ, weil es mit demselben Gefühl der Zuversicht auf meine Seele wirkte, wie dieser seltsame Alte mit seinem wohltätigen Streichen der Hand, mit seinem so unendlich gütigen Ausdruck. —

Mir war oft ein innerlicher Zuspruch geworden, zu Zeiten, in denen ich gerade am wenigsten dessen würdig schien, und jedesmal hatte ich stärker als sonst das Gefühl des Zusammenhanges mit jenem alten Mann, und ich war in solchen Momenten fester überzeugt als je, daß ich ihn wiedersehen würde. —

Mittlerweile hatte ich mich einem Lebensberuf gewidmet. In dieser Zeit kam ich mit Spiritisten in Berührung, und deren Sache erschien mir mehr als nur interessant.

Ich hatte Gelegenheit, unter den denkbar sichersten Bedingungen, die unglaublichsten Phänomene zu sehen, aber meine geheime Hoffnung, gelegentlich auf diese Art jenes Alten wieder ansichtig zu werden, wurde nicht erfüllt. Ich fühlte im Gegenteil eine immer mehr sich ausbreitende Kälte und Leere in mir, je mehr ich mich an den «Sitzungen» beteiligt hatte. Der innere Zuspruch, an den ich fast gewohnt war, hatte

nach und nach gänzlich aufgehört, und dennoch verließ mich nicht jenes unerklärliche Gefühl, in Sicherheit und guter Hut zu sein.

An einem Weihnachtsfest endlich vernahm ich wieder das Gewohnte, und diesmal war es eine so starke Warnung vor den Experimenten, denen ich als Zuschauer beigewohnt hatte, daß ich, zum Erstaunen der früheren Freunde, plötzlich die Beziehungen zu jenen Spiritisten abbrach.

Ich empfand ein Grauen vor dieser Sache, als ob ich verwesende Leichname liebkost hätte, und nichts in der Welt hätte mich je wieder zu den Sitzungen bewegen können.

Immerhin waren mir in dieser Zeit einige Begriffe klarer geworden, zu denen mir «Thomas a Kempis», mein einziges mystisches Lehrbuch, noch nicht die nötige Aufklärung gab.

(Daß das römisch-katholische Meßbuch das vollkommenste Einweihungs-Rituale der Welt darstellt, wußte ich damals noch nicht, trotzdem ich an seiner Hand in die tiefsten Mysterien nach und nach geistig eingeführt wurde. —

Wie oft mußte ich später an jenes Wort Jesu denken: «Ihr habt die Schlüssel des Himmelsreichs, aber Ihr gehet nicht hinein, und denen, die hineinwollen, wehret ihr!») —

So vergingen weitere Jahre, bis ich eines Tages unter Umständen, die auch einem mehr mysteriös veranlagten Gemüt, als mir, genügend «mystisch» erschienen wären, aufs neue mit jenem alten Manne meiner Kinderzeit Bekanntschaft machte. Diesmal auf eine wesentlich andere Art. — —

Briefe, die ich in jener Zeit an eine liebe Seele richtete, erfüllten die Leser mit unsagbarer Angst, und nur die nüchterne Erwägung, daß dieser «Wahnsinn» denn doch zu viel «Methode» habe, verscheuchten den aufkeimenden Glauben, es könne sich um eine geistige Erkrankung handeln.

Wenig später wurden meine Beziehungen zu dem «alten Mann», oder meinem Guru, denn das war er, wie der etwas erfahrenere Leser leicht längst raten konnte, völlig regelmäßig.

Die letzte Spirale der Chelaschaft hatte begonnen. —

Im ägäischen Meer, auf einer weltabgeschiedenen Insel, sollte sie ihr Ziel erreichen. — — — —



ALPENLUFT

FAST hört es sich heute wie ein Märchen an, daß die großen Hotels des Berner Oberlandes vor dem Kriege bis zu sechzig Prozent Deutsche unter ihren Besuchern zählten. Jetzt beherbergen sie der Mehrzahl nach Amerikaner und Holländer; aber der Verdienstausfall, der ihnen durch das Fehlen des deutschen Reisepublikums erwächst, bleibt sehr empfindlich und ist so leicht nicht auszugleichen. Vielleicht nirgends in der Welt ersehnt man so sehr das Steigen der deutschen Valuta. Jeder vereinzelt auftauchende deutsche Besucher wird als Vorbote einer wiederkehrenden besseren Zeit begrüßt.

Aber ganz abgesehen von den hier berührten Interessen der Schweizer Hotelbesitzer ist es auch vom allgemeinen deutschen Standpunkt tief bedauerlich, daß die geistigen Bande zwischen Deutschland und der Schweiz durch die Ungunst der Zeitumstände und die daraus für den Deutschen sich ergebende Unmöglichkeit, die Schweiz als Reiseziel zu wählen, so sehr gelockert werden.

Zwar ist entschieden die Beliebtheit des deutschen Reisenden gerade durch seine Seltenheit außerordentlich gewachsen, während andererseits mancher Schweizer, der früher im eigenen Lande geblieben wäre, durch die für ihn so günstigen Geldverhältnisse angelockt, heute nach Deutschland fährt und meist weit bessere Eindrücke mit nach Hause nimmt, als er vorher erwartet hatte. Alles das aber kann nicht die stete nahe Berührung ersetzen, die durch den früheren deutschen Reiseverkehr in der Schweiz gegeben war.

Und wieviel leuchtende Erinnerung lebt in unseren Herzen auf, wenn die Namen der majestätischen Alpengipfel der Schweiz, der Paßübergänge und traulichen Täler im Gedächtnis vorüberziehen!

Wie manchen deutschen Naturfreund mag zur Sommerzeit die Sehnsucht packen, liebgewordene Stätten wieder aufzusuchen; aber wenn nicht Wunder und Zeichen geschehen, dann werden die Schweizer Grenzen für die allermeisten Menschen in deutschen Landen noch recht lange Leidensjahre hindurch eine unübersteigbare chinesische Mauer bilden, die nur im Rückerinnern an schönere Zeiten zu überfliegen ist.

So werde sie auch hier nun in einem kleinen Erinnerungsbezirk einmal überflogen! Ich bin gewiß, daß mich mancher Leser, der die Orte und Namen kennt, von denen hier die Rede ist, gerne begleiten wird. — —

Nachdem wir wochenlang die Häupter der Schneeriesen des Berner Oberlandes nur vor klarblauem Himmel gesehen hatten, war offenbar der Wetterumschlag gekommen; denn immer mehr ballten sich schwere Wolkenmassen in steingrauen Klumpen um die Berge, verdeckten bald dieses, bald jenes Eishaupt der höchsten Gipfel, bis sie auch die Jungfrau selbst, die noch vor einer Stunde in all ihrer Majestät sich dem stets aufs neue überwältigenden Blicke dargeboten hatte, dichter und dichter umhüllten.

Besorgt standen wir auf der breiten Terrassenbastion des Regina-Hotels in Wengen und versuchten immer wieder, irgendein Anzeichen zu entdecken, das doch auf besseres Wetter schließen lassen könnte; denn lange schon war es geplant: — morgen sollte es über die Stationen Eigergletscher, Eigerwand und Eismeer hinauf zur derzeit höchsten Station der Jungfraubahn gehen, zum Jungfrauoch. Was hätten wir aber da-

von, in 3457 Meter Höhe zu sein, wenn man doch droben nur im Nebel herumstapfen könnte?!

«Sie werden morgen einen prächtigen Tag haben», ließ sich da der Besitzer des Hotels vernehmen, der eben unserer besorgten Gruppe nähergetreten war.

Nun, das hörte sich fast an wie Hohn und wurde auch zuerst fast als mitleidiger Spott von uns aufgenommen, bis wir doch merkten, daß es dem stets nur in lebenswürdig-persönlicher Weise um seine Gäste besorgten Hotelier gar nicht in den Sinn gekommen wäre, uns ein wenig zu verspotten, daß er im Gegenteil: mitfühlte, was in uns vorging, und uns ganz ernstlich Hoffnung geben wollte.

Nun bin ich schon grundsätzlich mißtrauisch gegen jede Gutwetterprophezeiung in den Bergen; aber wenn auch dieses Mißtrauen vielleicht in vorliegendem Fall nicht ganz gerechtfertigt gewesen wäre, so setzte ich dennoch allerlei Zweifel in die Wetterkundigkeit unseres freundlichen Trösters, denn er war jahrelang drunten am Nil Direktor eines Hotels in Assuan, bevor er sein Schweizer Hotel übernahm (eines der auch vom künstlerischen Standpunkt her vorbildlichsten großen Hotels, die ich kenne); und Leute, die so

lange unter dem ewig blauen Himmel des Südens lebten, haben meist ihre Wetterinstinkte für unsere Breiten ziemlich verloren.

Wie sehr aber hatte ich am anderen Morgen in Gedanken Abbitte zu leisten, als ich schon beim ersten Augenaufschlag — ich hatte absichtlich am Abend die Vorhänge nicht vorgezogen — das durch all die Wochen her gewohnte Bild wieder erblickte: den leuchtend blauen, gleichsam strahlensprühenden Himmel, und davor das gigantische Jungfraumassiv, Gipfel und Silberhorn eben gerade von dem ersten Licht der Morgensonne zart übergossen!

Ja, er kannte halt doch seine Berge und ihr Wetter besser als wir; und es war kein bloßer fadenscheiniger Trost gewesen, als er uns gestern so selbstverständlich «gutes Wetter» verheißen hatte!

Es dauerte nicht lange, da trug uns die trotz früher Morgenstunde schon mit Fahrgästen vollbesetzte Wengernalpbahn hinauf zur kleinen Scheidegg, dem Ausgangspunkt der Jungfrau-bahn.

Die Fahrt bis Scheidegg hinauf ist schon an sich überaus lohnend durch die stetig wechselnden Bilder, die man beim langsamen Emporklimmen

der elektrisch betriebenen Zahnradbahn fort und fort zu beobachten Gelegenheit hat. Man genießt dabei wie ein Fußgänger die allmähliche Eroberung der Höhe, nur völlig unbehindert durch die Mühe eigenen Ersteigens. Vom bequemen Sitz aus blickt man hinunter ins Lauterbrunnental mit seinem Staubbachfall, dann geht's durch Tannenwald immer höher hinauf zu Alpweiden, wo uns Kuhglockengeläute melodisch umfängt und wo «die guten großen Tiere» Segantinis nachdenklich an der Bahnrampe dem seltsamen Ungetüm nachsehen, das da raupenartig auf die Höhe kriecht und in seinem Innern so viel Menschen herauftragen kann, ohne Stöhnen und Pusten, und vor allem — ohne Rauch, so daß man im offenen Aussichtswagen durch nichts gestört wird in seinem Naturgenuß.

Jetzt endlich ist, kurz vor Station Wengernalp — dem weltbekannten, herrlichen Ausflugsziel — die Höhe fürs erste erklommen; und nun bietet sich dem Auge ein Bergpanorama aus nächster Nähe! Nun läßt sich förmlich jedes Steinchen der Gletschermoränen schon greifen, und Jungfrau, Mönch und Eiger liegen ausgebreitet in der ganzen Erhabenheit und Größe ihrer urweltlichen Formen vor uns! Hier auch erblicken wir nun hoch oben das Jungfraujoch, den großen Glet-

schersattel zwischen dem eigentlichen Jungfrau-
gipfel und dem Mönch. Aber wer würde ahnen,
daß man auf diese unglaubliche Höhe mit einer
Bahn hinaufkommen kann?! Wo sieht man auch
nur die leisesten Spuren ihres Daseins??

Doch wir haben nicht gar lange Zeit zu solchen
Betrachtungen; denn kaum konnten wir auch
nur das grandiose Bild des gewaltigen Bergmas-
sivs so recht in uns aufnehmen, da sind wir auch
schon auf der kleinen Scheidegg angelangt, wo
die eleganten Salonwagen der Jungfraubahn be-
reitstehen, uns aufzunehmen.

«Einsteigen nach Station Eigergletscher, Eis-
meer, Jungfraujoche!» ruft der sprachkundige
«Interpret» des Platzes, der stets in liebenswür-
digster Weise bereit ist, den Fremden aus allen
Nationen, die hier heraufströmen, Auskunft auf
alle Fragen zu geben. Wie eigentümlich berührt
doch das Aussprechen dieser Namen hier als
«Bahnhaltungen»! Man muß sich erst an den Ge-
danken ordentlich gewöhnen, bevor es einem so
recht zu Bewußtsein kommt, daß man keinen Ju-
les-Verne-Traum träumt, sondern daß das reale
Wirklichkeit ist!

Eben hilft er einer alten Dame, die am Arm ih-
rer Begleiterin langsam auf den Wagen zukam,

flink und behutsam beim Einsteigen, und — in diesem Moment erst empfinden wir völlig die Größe der Idee Guyer-Zellers, des geistigen Urhebers und Erbauers der Jungfraubahn, empfinden, was er allen denen geben wollte und mit aller Zähigkeit seines unbeugsamen Willens schließlich erkämpfte, die wohl die unendliche Majestät der Bergwelt ahnend empfinden konnten, aber niemals imstande gewesen wären, die Höhen des ewigen Eises selbst zu ersteigen...

Während wir aber noch in derartigen Empfindungen versunken, dem bedeutenden Tatmenschen, der diese Bahn erstehen ließ, unsern Dankesgruß über sein Grab hin senden, hat sich fast unmerklich unser kleiner elektrischer Zug in Bewegung gesetzt. Tief unter uns sehen wir schon wieder die Wengernalpbahn, die uns heraufgetragen hatte, nach Grindelwald hinunterkriechen; dann geht's bei uns durch einen kleinen Vortunnel, und schon haben wir die Station Eigergletscher erreicht.

Von Wengen aus zu Fuß, oder von der kleinen Scheidegg her, waren wir schon öfters hier, haben den Gletscher bis weithinauf durchquert, sind in seine phantastischen Spalten hinuntergestiegen und ließen die Kinder auf dem Schneefeld beim

Gletscher in der Julihitze auf dem großen Hörnerschlitten rodeln.

Auch die grüsmaragdene Eishöhle, die man, da der Gletscher stets wandert, alljährlich aufs neue in seine Flanken bohrt, haben wir natürlich bewundert. Der Gletscher ist uns so schon richtig lieb und vertraut geworden und hat unvergeßliche Erinnerungsbilder der Seele eingepägt.

Wie oft sahen wir auch schon die braunpolierten, vornehmen Wagen der Jungfraubahn gleich hinter der Station durch die dunkle Höhlung in den Felsen des Eiger verschwinden!

Jetzt fährt auch unser Zug, prächtig elektrisch beleuchtet, in die Finsternis des Berginnern hinein. (Von hier aus braucht er mit allen Aufenthalten nicht mehr ganz eine Stunde, um sein höchstes Ziel zu erreichen, und überwindet dabei eine Steigung von 1127 Meter, denn auf 2330 Meter Höhe waren wir schon beim Eigergletscher angelangt.) Nach einigem Fahren gewahren wir plötzlich eindringendes Tageslicht in der Ferne des Tunnels. Noch wenige Minuten, und der Zug hält. «Station Eigerwand!» Ein kurzer Aufenthalt ermöglicht es allen Reisenden auszusteigen, und durch den Stollen, den man in die Felsen sprengte, bis zum Aussichtspunkt zu gelangen,

von wo aus man das Tal von Grindelwald und dahinter die weiten Bergketten bis fast ins Vorland hinaus überblickt. Die Aussicht ist bestrickend, aber dennoch trennt man sich bald von ihr, denn noch gibt es hier keine Gletscher und ewige Schneefirnen.

Wieder im fahrenden Zug, wird nun mit Spannung die Station Eismeer erwartet und — die verwegenste Erwartung wird nicht enttäuscht, als wir schließlich in diesem respektablen Bahnhof im Innern des Urgesteins der Erde anlangen.

Die Bahnstrecke hatte von Station Eigerwand aus eine Biegung gemacht, und wir sind nun hoch oben im Innern des Bergmassivs wieder ans Licht gekommen, mitten in einer titanisch aufgebäumten Gletscherwelt mit haushohen Eisblöcken und unergründlichen Spalten; und dahinter ragt wieder mächtiges Felsengebirge bis zu den Gipfeln des Schreckhorns, des Finsteraarhorns und vieler anderer ferner Spitzen. Der Eindruck ist so unerhört großartig, daß man lange braucht, seiner Herr zu werden.

Erst, als nach längerer staunender Bewunderung das Auge zu ermüden anfängt, empfinden wir es doch recht angenehm, hier im Erdinnern in einer eleganten Restauration auch unserer Leib-

lichkeit einige Stärkung zufügen zu können; denn hier ist Wagenwechsel, und der Aufenthalt genügt, um Seele und Leib zu ihrem Rechte gelangen zu lassen. Eines der Sprüchlein in Schweizer Mundart, die mir rings an den Wänden der äußerst geschmackvollen Restaurationsräume auffielen, möge hier seine Stätte finden, da es mir eine sehr beherzigenswerte Weisheit zu enthalten scheint. Es besagt:

«Dä hät am meiste vo sim Gält,
Wo öppis g'seht vo dr schöne Wält!»

Wirklich, man kann dem Spruchdichter nur recht geben, besonders hier, wo man so Grandioses «vo dr schöne Wält» zu sehen bekommt!

Das gilt natürlich noch weit mehr von der bald darauf erreichten, derzeit höchsten Station der Jungfraubahn — dem Jungfraujoch.

Wer jedoch hier heraufkommt und nur in Sorge ist, ob er hier oben nicht etwa «verhungern» müsse, dem sei zum Troste gesagt, daß er hier alles vorfindet, was Küche und Keller einer ganz erstklassigen großstädtischen Hotelrestauration zu bieten haben. Und das in einer Höhe von 3457 Metern über dem Meer! Der tüchtige Wirt gehört zu jenen Originalen, denen man schließlich auch

eine gewisse Rauheigkeit verzeiht, weil man so gut bei ihnen aufgehoben ist.

Ich sprach hier zuerst von den leiblichen Genüssen, weil der Weg von der Station im Innern des Berges zum Tageslicht und zum eigentlichen Joch, durch das heimelige und wieder überaus geschmackvolle Restaurant führt.

Schon auf der Terrasse des Restaurants ist man mitten in einer wahren Wunderwelt. Unter uns der riesenhafte Aletschgletscher, auf dem alljährlich im Juli das berühmte «Jungfrau-Ski-Rennen» stattfindet, gegenüber aber, in erhabener Majestät, der eigentliche Gipfel der «Königin der Alpen»!

Das Auge ist zuerst so geblendet von der fast unwirklichen Weiße des Schnees, von all der strahlenden Helligkeit, daß man gerne die Schneibrille anlegt, oder wenn man noch keine besitzt, sich eine hier oben noch kauft.

Der ganz unbeschreibliche Eindruck steigert sich noch ins völlig Märchenhafte, wenn man dann heraustritt und mit wenig Schritten über den Schnee, droben am Joch selbst mit seiner unvergleichlichen Aussicht, angelangt ist! Weder Wort noch Bild können hier das Wesentliche der Empfindung zum Ausdruck bringen, die jeden

fühlenden Menschen ergreift, der, so fast unvermittelt auf dieses ragende Gletscherplateau emporgehoben, nun mit allen Sinnen aufzunehmen sucht, was ihn umgibt...

Tausende bringt die Jungfraubahn alljährlich hier herauf, aber es dürfte nicht einen geben, der hier nicht in stiller Ergriffenheit verstummen müßte, der nicht auf dieser Empore des Tempels der Allnatur von Andacht ergriffen würde und Höheres auch in sich selbst erwachen fühlte, als ihm jemals im Leben des Alltags, drunten in der Ebene, zu Bewußtsein gekommen war.

Wer solches seinen Mitmenschen zu verschaffen wußte, der hat wahrlich den Dank der Nachwelt reichlich verdient! Sein schönstes Denkmal aber bleibt sein Werk, dieses Meisterwerk, das unzählige Gehirne in seinen Dienst spannte, die alle nur durch die Kraft der Idee eines einzelnen angeregt wurden, dem Werke ihr Bestes zu geben.

Der Mann aber, aus dessen Geist heraus die Idee einer Jungfraubahn Gestalt gewann, der Schweizer Guyer-Zeller, hat niemals selbst diese Firnenhöhen betreten. Er starb, als er gerade noch kurz vorher durch den Draht die Nachricht erhalten hatte, daß der Durchbruch bei Station Eigerwand geglückt war.



HERBST IM TESSIN

GESEGNET ist dieses südliche Bergland mit seinen Seen, im Verbande der helvetischen Republik, gesegnet sind seine Rebengelände und Kastanienhaine, gesegnet seine malerischen Bergdörfer und heiteren kleinen Städte, gesegnet vor allem seine Menschen!

Diese Nachkommen der alten Etrusker haben bis auf den heutigen Tag noch Eigenschaften bewahrt, die man weiter südlich nicht in diesem Maße findet: sie wirken heute noch so, wie wir die Menschen der Antike uns vorstellen, man findet bei ihnen eine Tatkraft und Energie, eine kluge, würdevolle Besonnenheit, eine Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, die dieses italische Schweizervolk uns bald von Herzen lieb gewinnen lassen. Auch innerhalb des Schweizer Staatsverbandes hat der Kanton Tessin es verstanden, sich immer mehr hohe Achtung und Sympathie zu erwerben, und was die tüchtige Art des Tessiners zu leisten vermag, das zeigten und zeigen noch zur Stunde so

manche Männer in hohen Ämtern der Zentralregierung der Schweiz, Männer, deren Namen weit über ihr engeres und weiteres Heimatland hinaus allüberall guten Klang haben.

Es ist ein beglückendes Gefühl der Geborgenheit hier um den Fremden, mag er auch durch die einsamsten Täler und Schluchten wandern. Er weiß, daß er nur guten Menschen begegnen kann, und in dem entlegensten Albergo, das ihm des Abends Rast gewährt, braucht er seine Türe nicht zu verschließen.

In solchem Lande, das alle Reize des Südens mit aller Schönheit der Bergnatur vereint, wo Licht und Wärme selbst noch des Winters rauhe Kraft zu bändigen vermögen, da läßt es sich gut sein, besonders für den, der auch andere Art und Sitte ehrt und schätzt, der ein Land und seine Bewohner als organische Einheit empfindet, der diese Einheit mit zu erleben versucht und das herzliche Gastrecht vollauf zu würdigen weiß, das man ihm, dem Fremden, allerorten zugesteht.

Ein Paradies ist dieses Land! Südlich genug, um der belebenden Kraft der südlichen Sonne reichlich teilhaftig zu werden, und doch nicht ihrem sengenden Brande ausgesetzt, — erfrischt stets durch die Nähe der Berge mit ihrer ewigen Fir-

nenwelt, und doch nie von ihren rauhen Stürmen umtost.

Während nördlich vom St. Gotthard bereits die feuchten Nebel über den Tälern nördlicher Niederung lagern, während der Herbstwind die letzten vergilbten Blätter von den kahlen Bäumen schüttelt, prangt hier im Süden der Alpen Buschwerk und Baum noch in vollem Grün, und die immergrünen Pflanzen, die im Norden nur in Kübeln und Töpfen gezogen werden, überwintern hier im Freien und erreichen dabei eine Größe, die sie eben nur in ihrer Heimat haben können.

Überall zwischen dem Laubwerk und den Blumen leuchten heitere südliche Villen hervor und aus jedem Bergdorf grüßt uns der schlanke Campanile als Zeuge alter hoher Kultur.

Wir stehen oben auf dem Monte San Salvatore bei Lugano und genießen in heller Freude den wundersamen Ausblick über dieses wahrhaft gesegnete Land. Tief unter uns breiten sich die uralten Wasser des Ceresio, des Lago di Lugano, in ihren mannigfach geschlungenen Buchten, und am Fuße des Berges lagert an der smaragdnen Flut die ausgedehnte Stadt, deren Namen der See in heutigen Tagen trägt, in der heiteren Vornehmheit ihrer leuchtenden Paläste, Villen und moder-

nen Hotelbauten aus dem Grün der Palmen und dem Dunkel der Zypressen, wie die kostbare Fassung eines Edelsteins.

Drüben am anderen Ende der Stadt erhebt sich, wie ihr zweiter Beschützer, der Monte Bré aus den Fluten, von Rebhängen bedeckt, aus denen die hellen Villen strahlen. Dort liegt der prächtige Villenort Castagnola mit seinen Kastanienhainen, die ihm den Namen gaben, mit seinem alten Kirchlein und seinem unvergleichlich schön gelegenen Friedhof; weiter entfernt liegt Gandria, malerisch aus dem See heraufgebaut, und in noch weiterer Ferne erblickt man die Grenzorte Italiens, dem der See sich in langgestreckter Bucht verbindet.

Am gegenüberliegenden Ufer aber erhebt sich das mächtige Bergmassiv des Monte Generoso, von dessen Gipfel aus man die ganze lombardische Ebene bis nach Mailand hin überblicken kann.

Wir wenden den Blick, und über den Gefilden des Lago Maggiore gewahren wir nun ein Alpenpanorama von unbeschreiblichem Reiz. Vom Monte Rosa bis zu den Aletschfirnen drängt sich Gipfel an Gipfel und noch weiter im Norden setzt sich der Kranz der Schneehäupter fort, wie eine

weiße Zinnenmauer, die den immergrünen Kanton Tessin umschließt. Es ist fast zuviel des Schönen für das Auge, und immer wieder mühen wir uns, den ausgebreiteten Reichtum zu fassen.

Hier oben stand, nach manchen Funden zu urteilen, einst ein altes Druidenheiligtum, und mancher andere Mysterienkult mag hier seine heilige Stätte gefunden haben, bevor ein christliches Sanktuarium sich auf dem Bergesgipfel erhob.

Die Alten wußten wahrlich ihre geweihten Stätten stets an Punkte zu legen, die schon von der Natur dafür bestimmt zu sein schienen, und ob wir nun auf den Hängen von Delphi stehen, oder hier auf dem San Salvatore; — wir empfinden in gleicher Weise ein geheimnisvolles fluidisches Etwas an allen Orten, die dem Altertum heilig waren, oft ohne vorher zu wissen, daß da ein Heiligtum stand. — — —

Noch lange saß ich am Abend im südlich tagklaren Mondlicht auf meinem Balkon im Hotel Villa Castagnola und blickte über die Silhouetten des Parkes zu meinen Füßen hinüber über den See, stets magnetisch angezogen von den Formen des heiligen Berges, der, jetzt dem auferstande-

nen Erlöser geweiht, einst den Namen des Sonnengottes Belenius trug.

Unzählige Geschlechter sind seitdem in die Erde versunken, die Namen der Gottheit haben sich gewandelt, die Herzen haben dem Göttlichen in mannigfacher Art andere Empfindungen geweiht, aber noch immer trägt der Berg sein Heiligtum, und vielleicht ist es kein Zufall, daß es heute das Heiligtum dessen ist, von dem die heiligen Bücher künden: «Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und sein Gewand war weiß wie Schnee» — — —?

Vielleicht gibt es in unserem tiefsten Innern doch eine Wahrheit, die kosmisch verankert ist, so daß sie nur im Laufe der Zeiten sich stets andere Gewänder formt, um das Urewige, im Symbol verhüllt, der Verehrung darzustellen.

Reiner als an anderen Orten empfindet man in dieser heiteren Natur des Südens das Ewige, und es wird schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß man wieder diese heiteren Gefilde verlassen soll.

Wer aber einmal hier seelisch heimisch wurde, auch wenn seine Wiege im kälteren Nordland stand, den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt stets wieder zurück in den Bereich der südlichen

Berge, an diese Seegestade, mit ihren lauen Lüften, ihren Sonnentagen, die alles im strahlenden Lichte baden, ihren Mondscheinnächten voll von flimmerndem Silberglanz, — und mit dankerfülltem Herzen sendet er auch aus der Ferne seine Grüße in dieses gesegnete Land.



«WIE WÜNSCHT SICH DER SCHWEIZER SCHRIFTSTELLER SEINE LESER?»

ICH weiß von einer lieben alten Schweizerfrau, die ihr ganzes Leben hoch über einem weltbekannten Tal in einem kleinen Almengütli bei harter Arbeit verbracht hatte, und mit der man doch die anregendsten Gespräche über viele Bücher führen konnte. Ein einziges Mal war sie in der nächst erreichbaren Stadt gewesen. Niemals hat sie einen Eisenbahnwagen betreten. Wie ich vor Jahren hörte, ist die Gute hochbetagt gestorben. Zu ihren Lebzeiten aber konnte man bei ihr nicht nur die Bibel und gute Goethe- und Schiller-Gesamtausgaben finden, sondern auch alles von ihrem geliebten Jeremias Gotthelf, von Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Die ganze Bibliothek war versorgt in einem großen alttümlichen Schrank, den sie wie ihr Heiligtum gehütet hat. Ich glaube getrost sagen zu dürfen, daß alle Schweizer Schriftsteller sich Leser wünschen würden von Art und Gehalt dieser alten einfachen Bauersfrau, die beinahe von allen Seiten ihrer Bücher wußte, was dort zu finden war, weil sie alles auch im Herzen trug!